Förster

Cardinal und Fürstbischof

Melchior von Diepenbrock.

Ein Lebensbild.

Von
seinem Nachfolger
auf dem bischöflichen Stuhle.
(Hch. Förster.)

Der Erlös gehört einem milden Zwecke.

Breslau.
Verlag von Ferdinand Hirt,
Königlichem Universitäts-Buchhändler.
1859.

Vorwort.

Nichts war natürlicher, als daß bei dem Tode des Cardinal Fürstbischofs Melchior von Diepenbrock ein allgemeines Verlangen nach einem getreuen Lebensbilde dieses seltenen Mannes laut wurde; nicht wie die Geschichte es fordert, welche, was Diepenbrock als Bischof durchlebt, gewirkt und erkämpft hat, mit ernstem Griffel in ihre steinernen Tafeln einzeichnen und in der Reihe edler und großer Kirchenfürsten des Breslauer Bisthums ihn unter den Besten nennen wird, sondern nach einem Lebensbilde, welches den Dahingeschiedenen in allen seinen Zügen darstellt, wie sie in früherer Jugend sich entwickelt, im männlichen Alter gereift sind und endlich zu der

Gestalt sich vollendet haben, unter welche eine geschätzte katholische Zeitschrift¹) den Nachruf setzen durfte:

„Vollkommener Ritter und frommer Priester,
Gewandter Weltmann und praktisch Gelehrter,
Begeisterter Dichter und Vater der Armen —
war er ein ganzer Mann für den dornenvollsten Thron
in der Kirche unserer Tage.“

Nach einem Lebensbilde, mit einem Worte, wie es als Andenken die Kinder von ihrem Vater, die Freunde von einem theuren Vorangegangenen, die Zeitgenossen von einem Manne wünschen, der ihnen lieb, verehrungswürdig, wichtig geworden ist, und an dem auch das anscheinend Kleine und Geringe für sie Bedeutung gewinnt.

Diese Aufgabe schien mir zugefallen, weil ich während Diepenbrock's bischöflichem Leben und Wirken demselben in amtlicher und freundschaftlicher Beziehung nahe gestanden und mit ihm am vertraulichsten verkehrt habe. Aber sein Tod hat mir eine andere Aufgabe vererbt, deren

Lösung für Nebenarbeiten weder die nöthige Freiheit der Zeit noch des Geistes läßt, und wenn auch das bischöfliche Leben des Verstorbenen wie ein klarer Spiegel vor meiner Seele liegt, dann doch nicht seine frühere, am wenigsten seine früheste Vergangenheit, in welche ich bei vertraulichen Unterredungen mit dem Hingeschiedenen wohl manchen Blick gethan, von der ich aber keine zusammenhängende Uebersicht gewonnen hatte.

So sind fünf Arbeits- und kummervolle Jahre vorübergegangen, und wenn ich nun dennoch die Zeichnung dieses Lebensbildes unternommen habe, so waren es zwei Beweggründe, durch welche ich dazu nicht nur bestimmt, sondern gedrängt worden bin.

Einmal haben fremde, ungeeignete Hände sich der Lösung dieser Aufgabe bemächtiget und sie zu einem Mittel bloßer Erwerbsucht gemacht, mir aber so die Pflicht nahe gelegt, das theure Bild mindestens vor Entstellung zu sichern, wenn ich

auch erkenne, wie viel mir fehlt, um es würdig zu vollenden, und wie wünschenswerth es ist, daß später eine kundigere und geübtere Hand ausführe, was ich nur als Grundriß zu geben vermochte.

Dann hat eine edle hochgebildete Freundin des Cardinals mich mit ihren Erinnerungen aus der Jugendzeit desselben beschenkt: Erinnerungen, so tief, so fein, so wahr und treffend gezeichnet, daß ich es vor mir selbst nicht verantworten könnte, wollte ich diese werthvollen Mittheilungen den Verehrern des Verstorbenen vorenthalten. Auch, wo ich die geistreiche Erzählerin nicht als selbstredend aufgeführt, werden die geneigten Leser leicht ihre gewandte Feder erkennen.

Daß man mir den Vorwurf machen könnte, ich hätte, hingerissen von meiner dankbaren Verehrung für den Verstorbenen, mich zu lichter und glänzender Farben bedient, fürchte ich nicht. Ich rede zu den Zeitgenossen Diepenbrock's, die

F Charlotte von Neumayer

ihn gesehen, gehört und seines Wirkens Segen empfunden haben, und glaube, sie werden ihn so dargestellt finden, wie er in ihren Herzen fortlebt. Auch möchte ich eine Unpartheilichkeit nicht in Anspruch nehmen, die ich nur dadurch gewinnen könnte, daß ich den Hingeschiedenen einen Augenblick weniger geliebt, als er geliebt zu werden verdient.

Dagegen werde ich mich nicht wundern, wenn man an meiner Arbeit Mangel an Ausführung, Rundung und Feile beklagt; denn es waren nur die späten Abendstunden zweier Wintermonate, die ich ihr — und wie selten ungestört und ununterbrochen, und wie oft krank und müde — zu widmen vermochte. Doch habe ich mich gern damit beschäftiget, gern in jene nahe Vergangenheit zurückversetzt, und manche Thräne der Wehmuth ist auf die Blätter niedergefallen, die ich nun Melchior's dankbaren Kindern im lieben Schlesien und seinen treuen Freunden im alten Bayernlande übergebe. Viele

Hände, ich weiß es, werden mit derselben Liebe darnach langen, mit welcher ich sie biete: ich, der ohne die Vorzüge und darum ohne die trostvollen und ermuthigenden Erfahrungen des Vorangegangenen die ganze volle Last der Arbeit und des Kummers zu tragen hat, die ihn so frühe in's Grab gedrückt, und der, wie oft er von seinem bischöflichen Stuhle auf dieses Grab hinabblickt, das theure Bild vor Augen sieht, reiner und schöner, als er es zu zeichnen vermocht.

Breslau, am Passionssonntage 1859.

† Heinrich.

I.

Es war im Jahre des Heils 1798, am Dreikönigstage, als zu Bocholt, im Fürstenthume Salm-Salm, dem ehemaligen Bisthume Münster, dem Hofkammerrath Andreas Diepenbrock von seiner Gattin Marie Catharine Franziska ein Söhnlein geboren wurde, das, nach gutem alten katholischen Brauche am selbigen Tage getauft, den Namen Melchior erhielt.

Die Familie gehörte zu den wohlhabendsten und geachtetsten des Ortes und lebt noch heute in ehrenvollem Andenken fort. Der Vater, aus adeligem Geschlechte entsprossen [2]), war ein biederer, vielseitig gebildeter Mann, in dem sittlicher Ernst und freundliche Milde zu jenem wohlthuenden Wesen sich vereinten, das sofort Vertrauen erweckt. Er las und studirte bis in sein Alter, trieb nebenbei Sprachen, Musik und Malerei; obenan aber stand ihm seine heilige Kirche, deren Pflichten er mit einer an's Aengst-

liche grenzenden Gewissenhaftigkeit erfüllte. In der Hauskapelle der heiligen Messe zu dienen, war ihm eine Freude, und er that es mit so rührender Andacht, daß die Priester davon erbaut wurden. Die Mutter, eine Tochter des Chur-Mainzischen Hofraths Kasting, war eine wohl erzogene Frau, von eben so viel Einsicht als Entschiedenheit, die es verstand, nicht nur durch ihr Wort, mehr noch durch ihr Beispiel die Flamme der Gottesfurcht auf dem häuslichen Herde zu nähren und zu pflegen. Ihre Hauptsorge war die Erziehung ihrer Kinder, von denen Zweie frühe gestorben, Zehn aber, und darunter vier Knaben am Leben waren. Bisweilen kam sie schon zum Frühstück mit verweinten Augen und antwortete, um die Ursache ihrer Thränen befragt: „Um Euretwillen, Kinder! weine ich, denn ich muß einst Gott über Euch Rechenschaft geben.“ Wollte ihr der Kummer einmal das Herz abdrücken, so flüchtete sie sich gern zu einem Madonnenbilde, das ihr besonders lieb und in einem abgesonderten Zimmer war. Dann pflegte sie wohl zu sagen: „Kinder, ich gehe zur Mutter!“ und die Kinder begleiteten sie, und knieten mit ihr vor dem Bildnisse der Hochgebenedeieten, die einst auf Erden den bittersten Mutterschmerz getragen, und waren Zeugen

der Thränen und Gebete, die dort für sie zum Opfer gebracht wurden. Auch sammelte sie die Kleinen gern in der Dämmerungsstunde um sich, und sang ihnen fromme Lieder am Claviere, oder erzählte ihnen entsprechende Geschichten aus der heiligen Schrift in einer Weise, deren tiefer Eindruck in den Kindern nie erlosch. Im ganzen Hause waltete Einfachheit und Ordnung, durchweht vom Geiste gesunder Frömmigkeit, welcher Einmuth und Behagen über alle seine Bewohner verbreitete.

In einen solchen Kreis war unser kleiner Melchior eingetreten, um recht bald sein eigentlicher Mittelpunkt zu werden, und wie denn die Liebe der Eltern und Geschwister, der Lehrer und Freunde, der Diener und selbst der Hausthiere ihm zugewandt war, wußte er sie Allen lustig liebend zu vergelten, bisweilen auch zu mißbrauchen. Um dem sprühenden Muthwillen des lebhaften Knaben einen Zügel anzulegen, wurde er ungewöhnlich frühe zur Schule geschickt, in welcher er bei mangelhaftem Fleiße einen vorzüglichen Platz behauptete; als der Erste aber, obwohl der Jüngste unter den Kameraden, bezeugte er sich unbedingt außer der Schule, da er in allen Schlachten, die sie lieferten, der Feldherr, bei allen Streitigkeiten der Wort-

führer und von den meisten Schelmenstreichen der Anstifter war. Weil aber diese Uebungen eben nicht geeignet schienen, den Knaben zu zähmen, und ein Hofmeister, dem er übergeben worden war, dieses Talent auch nicht besaß, so wurde beschlossen, den siebenjährigen Melchior zu einem Landgeistlichen in Pension zu geben, der in dem Dorfe Velen, nicht weit von Bocholt, eine Lehranstalt unterhielt und als Jugenderzieher im besten Rufe stand. Dort ging Anfangs alles gut. Vikar Büttner war ein freundlicher ansprechender Mann, der ein herzliches Wohlgefallen an dem hübschen offenen Jungen hatte, welcher, was ihm an Fleiß mangelte, durch die glücklichste Fassungsgabe ersetzte, und was ihm an Gehorsam abging, durch jene ihm eigenthümliche Anmuth ausglich, mit der er mißliebige Befehle zu umgehen und des Lehrers Herz zu bestechen wußte. Die reiche Natur des Knaben zeigte aber bald auch ihre Schattenseiten, unter denen der Erzieher den Hang zu unstätem Umherschweifen und zu tollkühnen Wagehalsereien als den bedenklichsten um so mehr beklagte, je schwieriger es war: in Melchior den Geist der Unruhe zu bannen und den Drang nach Freiheit zu mäßigen, was guten Worten selten, der Strenge nie gelang. Es war,

als ob der Knabe ein Grauen hätte vor den vier Mauern des Zimmers, denen zu entfliehen er alle Mittel aufbot: Bitten und Trotz, List und Gewalt. Durfte er seine Aufgabe im Freien lösen, im Schatten eines Baumes, am Abhange eines Hügels oder in einem tiefen Kornfelde, dann geschah es zur Zufriedenheit, im andern Falle blieb er meist ihre Lösung schuldig, und geschah einmal das Ungewöhnliche, daß er am Schreibtische seiner Pflicht nachkam, so galt dieser Fleiß dem Streben, sich die Freiheit zum Vagabundiren zu erkaufen, eine Freiheit, die er oft schon in vollen Zügen genoß, ehe er die Bedingungen dafür erfüllt hatte.

In Melchior's Kinderseele lag neben dem offenen Freiheitsdrange eine stille tiefe Sehnsucht, in dem Buche der Natur zu lesen, seine dunklen Blätter zu entfalten, seine geheimnißvollen Stellen zu verstehen. Er ging stets auf Entdeckungen aus, und suchte bald verborgene Quellen, bald ungekannte Thalschluchten, bald seltene Kräuter und Steine. In dem Umkreise von einer Stunde war kein Baum, den er nicht kannte, und Vikar Büttner sah sich oft zu strafen genöthiget: weil sein Zögling sich vor Tagesanbruch hinausstahl in die frische erwachende Natur, den Ge-

sang der Lerchen zu behorchen, oder zur Nachtzeit heimlich auf das Dach des Hauses kletterte, um in den Sternenhimmel zu sehen. Oft sprach Diepenbrock später von dieser tiefen Sehnsucht seiner Kinderjahre und von dem gewaltigen Zauber, den der Wald mit seinen wunderbaren Düften und Klängen und seinem geheimnißvollen Wehen und Rauschen auf ihn übte. Die Natur redete mit tausend Stimmen zu seinem Herzen, und sein Leben und Schwelgen in ihr war ein immer steigendes unbefriedigtes Verlangen und Bedürfen, so daß er oft, wenn er sich in den Wipfeln der Bäume wiegte, mit schmerzlichem Neide dem Vogel nachsah, der, glücklicher als er, die Luft durchschiffen konnte. Wenn sich aber der Knabe durch sein ruheloses Treiben nicht befriedigt fühlte, so war dies begreiflicher Weise bei dem Lehrer noch weniger der Fall, der später noch oft seiner Mentorsleiden gedachte und von der Wanderlust und den wunderlichen Streichen und dem Jagen nach Abenteuern und Gefahren und dem eigenen Entsetzen sprach, mit welchem er seinen wilden Zögling in den Zweigen der höchsten Eichen sitzen oder gleich einem Nachtwandler über die Dächer der Häuser klettern sah. Ein solches Wagniß im Klettern war es denn auch, was unsern jungen Helden

aus seinem ländlichen Aufenthalte in Velen hinweg=führte.

Die Thurmuhr des gräflichen Schlosses hatte nämlich ein Glockenspiel, das Melchior, da es selten aufgezogen wurde, nur durch Tradition kannte. Die stummen Glocken lagen ihm stets im Sinne. Er hätte ihre gefangenen Töne gar zu gern in Freiheit gesetzt, um zu hören, wie sie klängen, aber jeder Versuch, den Thurmschlüssel zu erlangen, war vergeblich. Da tönte eines schönen Sonntags um die Mittagsstunde das Glockenspiel plötzlich hell und klar von seiner Höhe. Die Ueberraschung war allgemein und im Schlosse um so größer, als der Thurmschlüssel unverrückt an seinem Platze lag und die Thurmthür fest verschlossen war. Alle Schloß= und Dorfbewohner versammelten sich und besprachen das wunderbare Ereigniß, während die Glocken nicht müde wurden, ihre schönsten Stückchen aufzuspielen. Wer in aller Welt konnte sie in Bewegung setzen? Es war entweder der böse Feind oder Büttner's wilder Melchior, darin kamen alle überein. Und der Letztere war es in der That. Da er die Schlüssel nicht erhalten konnte, hatte er den rasenden Entschluß gefaßt, den Thurm von Außen zu erklettern, und es gelang ihm

auch mit Hilfe seines Schutzengels, wenn schon in unbegreiflicher Weise. Als man, das Räthsel zu lösen, den Thurm geöffnet nnd erstiegen hatte, befand sich Melchior noch mitten in seinen musikalischen Beschäftigungen und erzählte denen, die ihn mit Fragen bestürmten, lachend die Details einer Unternehmung, welche alle, die davon hörten, mit Entsetzen erfüllte und noch heute im Dorfe Velen nicht vergessen ist. Vikar Büttner aber glaubte nach diesem Thurm-Abenteuer keinen Augenblick länger für das Leben und die gesunden Glieder seines Zöglings verantwortlich bleiben zu können und unterhandelte sofort über dessen Rücknahme. Als sie wirklich erfolgte, entließ er den Knaben, den er liebte, mit seinem besten Segen und der Prophezeiung, daß wohl einmal etwas Großes aus ihm werden könnte, vielleicht aber auch — ein großer Taugenichts.

Nach kurzem Aufenthalte im elterlichen Hause kam Melchior nun in ein damals bei Münster bestehendes Knabeninstitut, welches unter der Leitung französischer emigrirter Geistlichen stand und zu den gesuchtesten im Lande gehörte. Hier war freilich Alles anders als bei dem guten Vikar Büttner. Ueberall strenge Ordnung, strenges Gesetz, strenger Gehorsam. Wie

aber auch Alles anders war, Melchior war nicht anders, er war derselbe wilde, weiche, wunderliche Junge, wie er auf den Velener Bäumen gesessen; und wenn er bisweilen ein Anderer erschien, wenn die schärfere Zucht, die hier herrschte, einen noch unlenksameren Zögling fand, so kam es wohl daher, daß die Lehrer die einzige Waffe, welche Melchior's Herz traf, die Liebe, zu wenig gegen ihn gebrauchten. Die Turnübungen, welche damals noch nicht durch Jahn emanzipirt waren, gehörten nicht zur Ordnung des Hauses. Melchior liebte sie aber mehr als die Hausordnung des Hauses, und der Eifer und die Verwegenheit, mit welchen er sie, trotz eines ergangenen Verbotes, trieb, erschienen um so strafbarer, je mehr Bewunderung und Nachahmung er damit unter seinen Kameraden fand, auf die sein Beispiel eine zündende Kraft übte, welche nicht zur Beruhigung der Lehrer diente. Es ließen sich allerlei bedenkliche Erscheinungen beobachten, welche vor Melchior's Anwesenheit nicht dagewesen waren; ja es war ein Geist der Unruhe und Gesetzlosigkeit in's Haus gekommen, der sich in wilden Spielen und Kämpfen, geplünderten Obstbäumen und selbst in kleinen Emeuten kund gab und den Ruf der Anstalt zu gefährden drohte; daher kam es, daß Melchior

nach einem Aufenthalte von neun Monaten aus Borg bei Wilkingshege mit dem Bemerken entlassen wurde: sein wilder Freiheitssinn und tollkühner Unternehmungsgeist, besonders aber sein Mangel an Gehorsam eigne ihn nicht für die Erziehung in einem Institute, daher man sich veranlaßt sähe, ihn zurückzuschicken.

Was sollte nun geschehen? Vielleicht wäre es das Beste gewesen, hätte man Melchior zu Hause behalten und im Kreise seiner liebenden Familie sich frei entfalten lassen. Allein der Knabe mit dem weichen Herzen und dem spröden Sinn war schwer zu behandeln, und glich, wie Clemens Brentano sagte, dem Topfe ohne Henkel, den Niemand anzufassen wußte. Sailer, der wohl manchmal über Diepenbrock's Jugend, über seine Erziehung und das, was in ihr etwa verfehlt war, sprach, sagte: Ach, man muß ihn lieben, und — wie man sich immer dagegen sträube, man muß ihn auch verziehen; wir Alle lieben und verziehen ihn, wie hätten die Eltern stärker sein, wie hätte besonders die Mutter diesen Sohn nicht überaus lieben und — auch ein bischen verziehen sollen? Und so mochte es wohl gewesen sein. Der Vater war zu beschäftigt, die Mutter zu sanft, die Lehrer

zu schwach und die Geschwister, welche ihm an Jahren zunächst standen, Mädchen, die schon glücklich waren, wenn der Bruder sich damit begnügte, ihre Puppen zu mißhandeln. Auch fürchtete man seine Reizbarkeit. Er war heftig, wenn er zürnte, liebenswürdig und herzgewinnend, wenn er freundlich war; wie geneigt fühlte man sich, diese Stimmung zu erhalten, jene zu vermeiden. Dazu kam ein schöner versöhnender Zug in Melchior's Natur, der sich schon frühe offenbarte und schnell entwickelte: sein Sinn für Wohlthätigkeit, dem er allerdings, wie allen seinen Neigungen, bisweilen in ungezügelter Weise genügte. Er gab immer, gab Alles, was er hatte, und wenn er nichts mehr hatte, so gab er wohl auch, was nicht sein war: die elterlichen Vorrathskammern haben das sattsam erfahren. Mit wahrer Herzensfreude schlich er dann, oft verkappt, mit Fleisch und Brod beladen, in die Hütten der Armen, wo er wie ein hilfreicher Rabe erschien. Er wurde auf diesen Wanderungen, auf welche die Lücken in der Speisekammer aufmerksam machten, öfter beobachtet, und wenn die Eltern ihn darum nicht loben durften, konnten sie ihm doch nicht zürnen.

II.

Melchior's Leben im elterlichen Hause währte indeß nicht lange, als eine neue Idee seine Seele erfüllte: er wollte Soldat werden. Die damaligen Weltereignisse, welche in der Pension selten erwähnt wurden, bildeten im väterlichen Hause, wie in allen Kreisen Bocholt's das Tagesgespräch, wodurch das Kriegstheater sich allgemach vor seinen Augen entrollte und mit dem, was darauf vorging, sein Interesse mehr beschäftigte als die Schule mit Allem, was in und außer ihren düsteren Mauern sich ereignete. Wie alle Eindrücke, waren auch diese neuen bei ihm tief und mächtig. Er träumte Tag und Nacht von Schlachten und Siegen; las mit leidenschaftlichem Interesse die Zeitungen, und nichts glich der Begeisterung für Napoleon und die große Armee, in deren Reihen selbst als Letzter zu dienen ihm ein ruhmreiches Loos zu sein schien. Der bei dieser Richtung natürliche Wunsch,

die militairische Laufbahn einzuschlagen, wurde von seinen Eltern nicht gebilligt. Da aber ein fester Wille Vieles durchzusetzen vermag und Melchior diesen Willen hatte, so kam er damit auch an's Ziel und im Jahre 1810 in das militairische Lyceum nach Bonn, welches das französische Gouvernement dort errichtet hatte.

Hier schienen sich nun alle Wünsche Melchior's erfüllen zu wollen: die Uniform, die reiche Kameradschaft unter achthundert Eleven, die militairischen Wissenschaften, die kriegerisch-gymnastischen Spiele, alles zog ihn an, und selbst der Gehorsam schien sich hier von selbst zu ergeben wie ein Naturgesetz. Aber auch dieses Fahrwasser hatte seine bedenklichen Strömungen. Wenn Melchior seine ungezügelte Seele der Subordination zu beugen suchte, vermochte er es doch nicht, sich jene ängstliche Pünktlichkeit anzueignen, welche im Lyceum als das Grundelement einer militairischen Erziehung betrachtet und in allen, selbst den geringfügigsten Dingen pedantisch gefordert wurde. In der That war jede, auch die anscheinend freieste Bewegung der Zöglinge durch ein gegebenes Reglement bestimmt, welches zu verletzen strenger als versäumte Studien, ja strenger als moralische Fehltritte gerügt

wurde. Daß Melchior sich solche Rügen zuzog, daß er dadurch allmählich in Strafen fiel, daß diese seinen Trotz weckten und dieser Trotz neue Strafen hervorrief, das waren psychologisch nachzuweisende Nothwendigkeiten, wie es denn ein Unglück, aber nicht eben ein Zufall war, daß die Kunde: der Kaiser komme nach Bonn und werde bei seiner Ankunft durch die unter den Waffen stehenden Reihen der Eleven des Lyceums reiten, ihn im Arrest fand, wo er einen wiederholten längeren Aufenthalt genommen und sich den Kopf an der Wand zerschellt hätte, wäre es seinen verzweifelten Bitten und der Verwendung eines in Bonn anwesenden älteren Bruders nicht gelungen, ihm für diesen wichtigen Tag die Freiheit zu erwirken, einen Tag, der ihm des großen Eindruckes wegen, den er zurückließ, stets in lebendiger Erinnerung blieb. Da ein Theil der älteren Eleven bei dieser Gelegenheit eine Anstellung in der Armee nachsuchte, glaubte Melchior die gleiche Bitte stellen zu dürfen. Sie wurde ihm nicht gewährt, und diese Abweisung verletzte ihn um so tiefer, als er ihren Grund weniger in seiner Jugend, als in dem Uebelwollen seiner Vorgesetzten suchte, eine Meinung, welche so ungünstig auf seine Haltung gegen dieselben wirkte, daß er kurz

darauf, als er sein vive l'empereur! begeisterungsvoll gerufen, wegen Indisciplin aus dem Lyceum entlassen wurde. Diesmal war ihm doch ein wenig bange vor der Heimkehr. Er suchte sich daher ein Quartierbillet zu verschaffen, mit dem er bei einbrechender Dunkelheit als französische Einquartierung in das väterliche Haus kam. Man wunderte sich über den späten Gast und ließ ihn in's Wohnzimmer treten, wo der blutjunge Soldat, der kein Wort deutsch verstand, nicht lange parlirte, als Schwester Apolonia ihm tiefer in die Augen sah und ausrief: „Ach, Melchior, du bist 's ja! sprich nur deutsch." Und Melchior sprach deutsch und entdeckte Alles. Da ward die Mutter in's Geheimniß gezogen, der Vater versöhnt und so die Sache zum guten Ende geführt.

Weil es nöthig war, den Heimgekehrten bald zu beschäftigen, so wurde er in einem Domainen-Büreau verwendet, wo er Anfangs zwar gute, aber, von der Trockenheit des Geschäftes abgestoßen, keineswegs freudige Dienste leistete. Zahlenschreiben und Rubrikenausfüllen war keine Arbeit für Melchior. Der Vater erkannte das auch und stellte ihn unter die Leitung eines gebildeten jungen Mannes, der, mehr Freund als Lehrer, ihm die Studien lieb zu machen wußte.

Lieber freilich noch war ihm die Jagd mit ihrem Wald- und Wanderleben. Er trieb sich Tage lang herum und mancher neue Streich wurde ausgeführt. Aber dann saß er auch wieder mit Freund Starting hinter den Büchern und trieb alte und neue Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften. Es war ein autodidaktischer Kreisgang, in dem er sich bewegte, dem er aber mehr als jedem früheren Schulunterricht verdankte.

Inzwischen hatte der politische Horizont eine andere Färbung gewonnen. Napoleon's Stern war im Sinken. Das deutsche Bewußtsein erwachte. Die geknechteten Völker erhoben sich. Es war eine Zeit der Begeisterung, die nicht nur Knaben und Jünglinge, die Männer und Greise, die selbst Jungfrauen erfaßte. Alles drängte sich zu den Fahnen. Wie hätte Melchior zurückbleiben können? Wohl glich seine Verehrung für Napoleon bisher einem Cult. Er hatte, wie so viele Andere, in ihm nur den unbesiegten Helden des Tages, den großen Feldherrn bewundert. Jetzt fühlte er sich als Deutscher und wollte für die Befreiung seines Vaterlandes sein Blut vergießen. Es war im Winter von 1812 zu 1813, als die von den Franzosen noch behauptete Festung Wesel von

einem preußischen Armeecorps belagert wurde, dessen kommandirender General, v. Borstell, sein Quartier im Diepenbrock'schen Hause aufschlug. Eines Abends hörte Melchior, der sich den militairischen Gästen möglichst nahe hielt, die Offiziere von einem Ueberrumpelungsplane sprechen, welchen man in der Christnacht gegen Wesel auszuführen gedachte. Am folgenden Morgen ließ er sich bei dem General melden, sagte ihm, was er gehört, und bat um die Erlaubniß, sich an der Expedition betheiligen zu dürfen; wobei er bemerkte, daß er gewiß unter den Ersten sein werde, die in die Festung eindringen. Der General, welchem der Muth des kaum fünfzehnjährigen Jungen gefiel, gewährte nicht nur mit großer Freundlichkeit seine Bitte, sondern ließ dem jungen Volontair sein bestes Pferd zum Ausmarsche anweisen, der auch erfolgte, aber nicht zum Ziele führte, da eine plötzliche Anschwellung des Rheines den Angriff unmöglich machte. Ein Unglück, über das sich Melchior lange nicht zu trösten vermochte. Als aber bei der darauf erfolgten Einrichtung der Landwehr der Kreis Borken, zu welchem Bocholt gehörte, auch ein Bataillon zu stellen hatte, so trat Melchior bei demselben als Lieutenant ein, in welcher Eigenschaft er sich

bald marschfertig machen mußte. Mit Geld und guten Lehren hinlänglich ausgestattet entließen die besorgten Eltern den jungen Soldaten, in dessen Uniform die Mutter noch für den Fall einer Verwundung oder Gefangenschaft eine nicht unbedeutende Summe in Golde einnähte. Die metallene kalte Decke lag nicht lange auf dem warmen Herzen. Sie gehörte jedem Kameraden, jedem Menschen, der darauf Anspruch machte. Sie half überall aus, auch bei Trinkgelagen, von welchen Melchior, obwohl kein Trinker, nicht immer nüchtern hinwegging. Beim Regiment war er beliebt; er war es bei Vorgesetzten und Kameraden, am meisten aber bei seinen Untergebenen, obgleich er die Gesetze der Subordination, deren Beobachtung ihm selbst so schwer wurde, so strenge handhabte, daß er gegen einen Soldaten, der sie verletzte, den Degen zog und ihn, wenn auch nicht bedeutend, doch in der Art verwundete, daß der Mann einige Tage dienstunfähig wurde. Der raschen That folgte augenblicklich bittere Reue. Melchior gab dem Soldaten jede mögliche Satisfaction, er besuchte, pflegte und beschenkte ihn; was von diesem so wenig vergessen wurde, daß der wilde Lieutenant, als er den fürstbischöflichen Stuhl bestieg, von dem einst durch ihn

Verwundeten einen Gratulationsbrief erhielt, den er mit einem eigenhändigen Schreiben und einem Geldgeschenk erwiederte.

Da das Borken'sche Bataillon, nachdem die Festung Landau übergeben war, in seinen Kreis zurückkehrte, trat Melchior unter gleichem Rangverhältniß in ein Linienregiment, welches damals einen oft wechselnden Aufenthalt in Frankreich hatte. Dort begann nun für ihn jenes regellose Soldatenleben, das er mit manchen schönen charakterischen Zügen, aber auch mit verwegenen Thaten und wilden Streichen reich gezeichnet hat, und das seinem braven Vater viel Geld, seiner frommen vortrefflichen Mutter manche Thräne kostete. Das Unglück lag diesmal in einem verhängnißvollen zu spät. Wäre Melchior's militairische Laufbahn in jene glänzende Epoche gefallen, wo Deutschland mit dem Aufwande all' seiner Kraft das lange unerträgliche Joch von sich warf, und glänzende Schlachten geschlagen und unvergeßliche Siege erfochten wurden, unser Held hätte es auch auf diesem Wege zur Eminenz gebracht. So aber kam er zum Schlusse des großen Drama's und darauf folgte der Garnison- und Gamaschendienst, bei welchem einem kühnen lebendigen Geiste immer die Gefahr

nahe liegt, entweder zu verkümmern oder zu extravagiren. Bei Melchior war das Letztere der Fall. Er wurde in Streitigkeiten und Duelle verwickelt, ließ sich verschiedene Excesse zu Schulden kommen, am meisten aber versündigte er sich gegen die Gesetze der Subordination, und eine dieser Vergehungen war so ernster Natur, daß sie, wäre nicht Gnade vor Recht ergangen, eine lange Festungsstrafe nach sich gezogen haben würde. Da seine Vorgesetzten ihn liebten und die Sache unterdrücken wollten, riethen sie ihm, seinen Abschied zu nehmen, was er auch that, aber nicht mit Empfindungen des Dankes für die ihm wohlwollenden Männer, sondern mit so erbitterter Seele, daß er, bevor er sein Regiment verließ, in einem Anfall leidenschaftlicher Wuth, seine Uniform zerriß und seinen guten Degen zerbrach.

Mit diesem wilden unbezähmten Wesen stand freilich die tiefe Weichheit des Gefühls in scheinbarem Widerspruch, die Diepenbrock leicht bis zu Thränen hinriß, und, wenn man will, auch jener dunkle Sehnsuchtszug, von dem wir früher schon gesprochen und der wie ein Faden durch sein ganzes inneres Leben ging. Wohl regt sich dieser Zug in jeder tieferen Menschenbrust, denn er ist das unbestimmte Gefühl

jenes unermeßlichen Verlustes, den wir durch die Sünde erlitten; er ist das stille, oft unklare Verlangen nach dem Zustande der Vollendung, für den wir berufen sind und in dem eben des besseren Menschen Geist und Herz allein Befriedigung finden; er ist das tief und unaustilgbar in unsere Natur gelegte Zeugniß, daß wir aus unserem ursprünglich paradiesischen Verhältnisse zu Gott entrückt sind, daß aber dieses Verhältniß nicht unwiederbringlich ist. Woher sonst die Rührung, die uns so oft bei dem Anblicke eines schlafenden Kindes erfüllt, als weil das Bild der Unschuld im Taufkleide uns sagt, was wir einst waren, was wir wieder werden sollen. Bei Melchior war dieses Ahnen zum Heimweh geworden. Er sehnte sich nach einem fernen dunklen Etwas, das ihm die Erde nicht bieten konnte. Und wenn er von sich selber sagte, daß er als kleiner muthwilliger Junge oft stundenlang weinte, ohne einen anderen Grund für seine Thränen angeben zu können, als daß er Langeweile habe, so war es ja eben dieses Gefühl des Ungenügens, das schon in der Seele des Knaben lag, wenn er in den Wipfeln der höchsten Bäume liegend über den äußersten Rand des Horizonts hinwegzublicken verlangte. Durch all' sein wunderliches Treiben, sein

Wald- und Wanderleben, seine Lust an Abenteuern und Gefahren, und, vergessen wir es nicht, durch alle seine jugendlichen Verirrungen zog sich diese tiefe Sehnsucht unverkennbar hindurch, und wenn später Vieles anders in ihm und er selbst ein Anderer wurde, diese Sehnsuchtsklänge sind geblieben. Wie oft, wenn er im Barbinger Freundeskreise lebendig und mittheilend, witzig und selbst muthwillig war, geschah es, daß sich plötzlich, ohne irgend eine äußere Veranlassung, ein tiefer Ernst, gleich einem Schleier, auf ihn niedersenkte. Er wurde still, seine Züge veränderten sich und er konnte die einfache Aufforderung zu einem Spaziergange, den er vielleicht eben selbst noch vorgeschlagen hatte, mit einem: „Ach, ich möchte lieber in's Grab gehen" — zurückweisen. Dieses Gefühl der Heimatlosigkeit hat sich während seiner letzten glanzvollen Lebensperiode wohl verdelt und verklärt, aber nicht geschwächt, es ist stärker geworden und klang wieder in allen seinen Briefen. Ich selbst, wenn ich nach einem stillen genußreichen Abende, den wir in ernsten, oft harmlosen Gesprächen zugebracht hatten, nach meinem Hute langte, um zu gehen, war ganz sicher, daß dann die Worte folgten: „Leben Sie wohl, liebster F.....! möchte diese Nacht meine letzte sein!"

Ich unterließ es Anfangs nie, ihm den Schmerz zu zeigen, den dieser Wunsch in mir hervorrief und in Allen hervorrufen mußte, die ihn hörten. Ich sagte ihm auch, daß er sich damit versündige an sich selbst und an der Diöcese. Da pflegte er mir dann die Hand auf die Schulter zu legen und mich mit einer Miene anzusehen, welche die ganze Tiefe seines Sehnens ausdrückte und doch auch jeden Vorwurf entwaffnete. Und wenn ich am nächsten Abende wieder ging, mußte ich dieselben Worte hören, bis ich endlich, daran gewöhnt, mich begnügte, ihm zu sagen: sie wird kommen, diese ersehnte Nacht, aber nicht wenn Sie, sondern wenn Gott es will. Ach und sie ist gekommen und uns Allen viel zu früh!

Damals nun, wo er seinen geliebten Degen zerbrochen hatte, wo er mit sich selbst zerfallen und die Religion in den Hintergrund seiner Seele getreten war, faßte ihn der Versucher bei diesem Sehnsuchtszuge und knüpfte den Gedanken an Selbstmord daran, einen Gedanken, den er, nach seinem eigenen reumüthigen Geständnisse, wochenlang mit sich herumgetragen uud nur bisweilen durch die Idee, nach Amerika zu gehen, verdrängen ließ. Die Liebe zu den Eltern, die Vorstellung von dem Jammer, den er ihnen be-

reiten würde, hielten ihn jedoch von jedem äußersten Schritte zurück, und so suchte er denn das gute treue Vaterhaus wieder auf. Seine Eltern bewohnten damals ein in der Nähe von Bocholt gelegenes Landgut. Dort beschäftigte sich Melchior größtentheils mit der Jagd, trieb wohl auch ein wenig Landwirthschaft, ein wenig Poesie, mitunter auch ernstere Studien, besonders in neueren Sprachen, die er liebte und für welche er ein seltenes Talent besaß. Aber er war ohne Lebenszweck und Ziel, und es schien ihm auch nicht der Mühe werth, dergleichen zu suchen und zu verfolgen.

III.

Nichts ist für ein gläubiges Herz lehrreicher, befruchtender und trostvoller, als den Spuren der göttlichen Leitung in der Geschichte seltener und ausgezeichneter Menschen nachzugehen und zu erkennen: wie der Herr Seelen führt. Ach, daß unsere Augen wacker wären zu schauen, welche stille heilige Wunderwelt würde sich uns selbst bei der Betrachtung des eigenen Lebensganges aufthun, und wie würden wir nicht müde werden, da zu danken und zu preisen, wo bei den meisten Menschen über dem Hangen an der sichtbaren Welt der Blick für die unsichtbare abstirbt und über der Beschäftigung mit der äußeren Erscheinung die innere Sehkraft stumpf wird. In Diepenbrock's Leben kann selbst ein stumpfer Blick diese höhere Leitung nicht verkennen, zumal an dem Wendepunkte, an welchen wir nun gelangt sind und für welchen sich die Fürsehung eines Mannes bediente, dessen Erscheinung

für unseren Helden entscheidend wurde. Dieser Mann war Michael Sailer, damals Professor in Landshut. Er besuchte im Jahre 1817 seine zahlreichen Freunde im Münsterlande und wurde durch Clemens Brentano auch in der Familie Diepenbrock eingeführt. Es ist über diese Begegnung und ihre für Melchior so segensreichen Folgen viel gesprochen worden, es liegen uns auch darüber manche Notizen vor. Wie es aber Sailer eigentlich angefangen, den bis dahin unbezwungenen Jüngling im Verlaufe von wenigen Tagen, ja von wenigen Stunden in seinen Kreis zu bannen und von welcher Seite der edle Menschenkenner ihn angefaßt, um während eines kurzen Zusammenseins daran ein Band für's ganze Leben zu knüpfen, das hat wohl, mit Ausnahme der beiden Nächstbetheiligten, Niemand erfahren, und vielleicht hätten sie uns auch nicht Auskunft geben können. Melchior suchte Anfangs den ehrwürdigen Gast seines Vaters, gegen den er bittere Vorurtheile hegte, zu vermeiden. Als Sailer in das Haus kam, ging er hinaus, und konnte nur durch viele Bitten und Vorstellungen seines älteren Bruders Bernard dahingebracht werden, mindestens bei Tische zu erscheinen. Aber er wußte sich dem geistlichen Herrn so ferne zu halten, daß dieser das

Wort nicht an ihn zu richten vermochte. Gegen Ende der Mahlzeit stand Sailer plötzlich auf, nahete sich ihm und sagte, indem er ihn freundlich unter den Arm nahm: „Lieber Melchior, wollen wir nicht ein wenig zusammen spazieren gehen?" Eine Aufforderung, welcher dieser stillschweigend und fast willenlos folgte. Dieser Spaziergang, der kaum eine halbe Stunde währte, bildete den Wendepunkt in Melchior's Leben, das von nun an eine andere Richtung, eine höhere Bedeutung gewann. Am Tage nach dieser Unterredung ging er zur Beichte und erschien nach langer Zeit zum ersten Male wieder am Tische des Herrn, fest entschlossen, den schmalen Weg, der zum Leben führt, nie mehr zu verlassen, einen Weg, auf welchem er mit einem: „Hilf mir, daß ich nicht sinke!" sich fest an Sailer klammerte, der es wohl verstand, ihn auf jenen höheren Helfer hinzuweisen, an welchen einst Petrus auf den Wellen des galiläischen Meeres den ähnlichen Hilferuf gerichtet.

Nach kurzem Aufenthalte nahm Sailer Abschied von einer Familie, der er so viel, von Melchior, dem er fast Alles geworden war und der sich in diese Trennung nicht zu finden wußte. „Ich fühlte mich, als Sailer fort war — sagte er später — so einsam

und verlassen, wie ein Kind, das sich im Walde verloren hat. Meine Sehnsucht nach ihm steigerte sich mit jedem Tage und nahm mich endlich so ganz und gar in Besitz, daß ich daran gestorben wäre, hätte ich ihrem mächtigen Zuge nicht folgen dürfen." Er durfte diesem Zuge aber folgen, denn der Vater gestattete ihm, nach Landshut zu gehen, um Cameralia zu hören. Dort lebte er nun still und zurückgezogen nur in Sailer's Umgang seinen Studien, bis er im Jahre 1819 wieder in die Heimat zurückkehrte, um sich für die Wahl eines Berufes zu entscheiden.

In jene Zeit fällt eine kleine Reise Melchior's zu seinem Freunde Clemens Brentano. Der geniale, in seinem Dichterwerthe von Deutschland viel zu wenig erkannte Bruder Bettina's hatte damals längst die graue dürre Haide des glaubensarmen kirchenlosen Liberalismus seiner Jugend verlassen, und mit warmer Liebe die Mutterhand der Kirche wieder ergriffen, der er in seinem Herzen nie ganz entfremdet war. Er hielt sich zu Dülmen in Westphalen auf, wohin er auf Sailer's und Overberg's Wunsch gegangen, um die wunderbaren extatischen Zustände der Augustiner-Nonne Katharina Emmerich zu beobachten und ihre contemplativen Betrachtungen aufzuzeichnen,

nachdem ihn Fr. Leopold Graf zu Stolberg mit der frommen Klosterfrau bekannt gemacht hatte. Und so viel Interesse gewann Brentano an dem Verkehr mit dieser gottbegnadigten Seele, daß er vom Jahre 1819 mit wenigen Unterbrechungen bis zu ihrem Tode im Jahre 1824 bei derselben verweilte.

Was er daselbst gesehen, gehört und niedergeschrieben, ordnete er später und theilweise zu Regensburg in Diepenbrock's gastlichem Hause für den Druck. Daher die schöne Widmung seines Buches: „Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi, nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich" an den Uebersetzer des Heinrich Suso mit gerichtet ist für Herberge, Muße und Trost, die der Pilger in St. Erhardi Hause[3]) erfahren. Was war natürlicher, als daß Brentano seinen jungen Gast zu der begeisterten stigmatisirten Jungfrau führte. Wenn er später von diesem Besuche sprach, geschah es immer in einer eigenthümlich geheimnißvollen Weise, die Vieles sagte und mehr noch errathen ließ. Nach dem, was aus seiner Erzählung zu entnehmen war, hatte ihn Melchior bis vor die Thür des Hauses begleitet und dort seine Rückkehr erwartet. Als Clemens vor Katharine Emmerich erschien, sagte ihm diese:

„Warum weilt der junge Mann vor der Thür, lasse ihn hereinkommen!“ Und Melchior, von seinem Freunde geholt, war nicht so bald eingetreten, als ihre Wunden zu bluten begannen und sie sich in freudiger Begeisterung erhob und den Kommenden als ein auserwähltes Werkzeug Gottes begrüßte. Auch eine Prophezeiung, wie Clemens zu verstehen gab, sollte sich an diesen Gruß geknüpft haben und Melchior von dem Allen so erschüttert worden sein, daß er, auf seinen Begleiter gestützt, todtenblaß das Haus verlassen. Wie Viele Clemens Brentano genauer kannten, waren geneigt, einen guten Theil dieser Erzählung auf Rechnung der allzu reichen und flackernden Phantasie zu setzen, die es ihm fast unmöglich machte, eine Thatsache mit historischer Treue wiederzugeben, wenn schon er bei so ernstem Gegenstande wissentlich sicher keine Unwahrheit sagte. Sailer und Diepenbrock haben es stets vermieden, über diesen Gegenstand zu sprechen, und wenn Letzerer gegen seinen Willen genöthiget wurde, sich auf den angezweifelten Zustand, in welchem er die Emmerich gesehen haben sollte, einzulassen, so konnte man aus dem, was er sagte, doch so viel entnehmen, daß er in Dülmen einen tiefen nachhaltigen Eindruck empfangen hatte.

Ob nun dieser Eindruck, ob Clemens Brentano, dessen Salamandergeist nicht ohne Einfluß auf Melchior's entzündbare Natur bleiben konnte, ob die ernste nach Oben gewandte Richtung, die er seit seiner Verbindung mit Vater Sailer eingeschlagen, auf seinen Entschluß, Priester zu werden, eingewirkt, wer möchte das entscheiden! Gefaßt aber wurde dieser Entschluß, mit hoher heiliger Begeisterung gefaßt und von seinen Eltern mit rührender Freude vernommen und gebilliget.

Melchior hielt sich nun einige Zeit im Klerikal-Seminar zu Mainz, später in Münster auf, aber das tiefe unabweisbare Verlangen, zu Sailer's Füßen zu sitzen, zog ihn bald nach Regensburg, wo derselbe seit 1821 als Domherr und bald darauf als Coadjutor des Bischofs Wolf lebte und wirkte. Diese Wiedervereinigung, die erst der Tod lösen sollte, war wichtig und erfolgreich für beide. Sailer gewann in dem jugendlichen Freunde gar bald einen Helfer, auf den sein Alter unter der Last großer heiliger Pflichten sich stützen konnte, und Diepenbrock fand an ihm den Leiter, dessen Hand ihn fest hielt auf der einmal betretenen Bahn eines Berufes, den er mit frommer Begeisterung ergriffen und der ihm gleichwohl durch die

Art verleidet zu werden drohete, wie er die Theologie behandelt sah. Ihm war der Priester ein Mensch, der, bestimmt das Werk eines Gottes fortzusetzen, unter dem doppelten Einflusse der Gnade und Wissenschaft eine moralische und eine intellectuelle Weihe empfängt, die ihm einen Glauben giebt, welcher überwindet, eine Tugend, welche erbaut, und eine Beredsamkeit, welche überzeugt. Dafür genügt es nicht, den Geist zu bereichern; das Herz muß erwärmt, der ganze Mensch muß ergriffen und gehoben, es müssen Funken in die jugendliche Brust gesenkt werden, die sich später zur leuchtenden und wärmenden Lebensflamme entzünden für Viele. Das aber geschieht nimmermehr durch das bloße kritische Messer des kalten Verstandes; es geschieht auch nicht durch trockene, herzlose, systematisirte Doktrinen, die in guter herkömmlicher Art ohne Seele und Empfindung vorgetragen werden. Gewiß waren die Lehrer, welche Diepenbrock in den verschiedenen von ihm besuchten theologischen Anstalten hörte, achtungswerthe, wissenschaftliche und kirchlichtreue Männer, die ihren Zöglingen boten, was diese für ihr Fach brauchten. Aber es handelt sich eben nicht immer nur um das, was geboten, sondern auch darum, wie es geboten wird. Der Buchstabe tödtet, der Geist

macht lebendig! würde dieses große und bedeutungsvolle Wort überall und besonders in jenem wissenschaftlichen Gebiete erfaßt und verstanden, wo es vor Allem erfaßt und verstanden werden sollte: die mystische Rose der Kirche würde nicht so oft ins Kraut schießen. Bei unserm heißblütigen Helden fehlte einige Male wenig, daß er mit der Mappe auch den Beruf bei Seite warf, aber Vater Sailer verstand es, aus der grauen Theorie einen grünen Baum hervorzuzaubern, an dem Melchior sich wieder erfrischte und ermuthigte — bis er an's Ziel kam.

Es war am 22. December, dem Feste des Apostel Thomas, im Jahre 1823, als er von seinem väterlichen Freunde die Subdiakonatsweihe erhielt. „Wie wunderbar sind Gottes Führungen!" — sprach Sailer. — „Er rief den Petrus und seine Gefährten von den Fischernetzen, den Mathäus von der Zollbank, den Saul von der blinden Verfolgung Christi zur Verbreitung seines Evangeliums. Unser Melchior Diepenbrock aber ward von der Kriegsfahne, die er in Frankreich trug, zum Streiter Christi; von den Cameralstudien in Landshut zur Verwaltung seiner Heilsgeheimnisse gerufen." Vier Tage darauf, am Feste des heiligen Stephanus, folgte die Diakonats-

weihe, und Sailer begrüßte ihn mit den Worten: „Gar schön fällt die Weihe unseres Subdiakonus zum Diakon auf das Fest des ersten Diakon in der christlichen Kirche, auf das Fest des Mannes voll des Glaubens und des heiligen Geistes" und nun stellt er ihm den heiligen Stephanus als Vorbild im Lehren, Leben und Sterben hin. Der folgende Tag, das Fest des heiligen Apostel Johannes, war der Tag der Priesterweihe. An diesem Tage beginnt der fromme Bischof seine Anrede mit den Worten: „Wenn Sie mit dem heiligen Apostel Thomas glauben und anbeten, wenn Sie mit dem heiligen Diakon Stephanus glauben, predigen und leiden, so müssen Sie auch mit dem heiligen Johannes, dem Evangelisten, Apostel und Propheten des Neuen Bundes, lieben lernen, mit ihm, den Jesus lieb hatte." Nachdem er nun gezeigt, wie Johannes' Liebe täglich von Neuem geboren, von Neuem wirksam und lebendig, und von Neuem duld- und liebsam, und endlich aus dem Glauben und der Hoffnung vollendet und verklärt worden, knüpft er daran die Mahnung und Bitte, daß auch sein (Diepenbrock's) Walten und Wirken lauter Licht, Liebe und Leben sein, und Licht, Liebe und Leben in der Kirche verbreiten möge, und schließt

mit dem Worte: „zu diesem Ziel und Ende weihe ich Sie zum Priester und lege Ihnen die Hände auf, daß Sie den heiligen Geist des Priesterthums empfangen mögen: den Geist des Lichtes, der Liebe und des Lebens. Bewahren Sie, was Sie empfangen werden, bis zum Tode. Amen."

Leider sollte ein heißer Schmerzenstropfen in den Freudenkelch jener heiligen Tage fallen durch den Tod der frommen, edlen Mutter, welcher das Glück nicht beschieden war, den geliebten Sohn ihres Herzens, um den sie so oft mit Mutterangst gebetet und geweint, als einen Wiedergeborenen im Priesterkleide zu sehen. Die Trauerkunde erhielt Melchior wenige Tage vor Empfang der heiligen Weihen, und sie traf ihn schwer. Wenn sie aber den tief und innig Empfindenden zu jeder anderen Zeit vielleicht zu Boden geworfen hätte, konnte sie jetzt seine fromme Stimmung nur erhöhen. „Melchior war damals unbeschreiblich rührend," — sagte Sailer — „und wie verklärt in seinem Schmerze, den er Gott zum Opfer brachte," vor dessen Altar er am heiligen Dreikönigstage 1824 zum ersten Male als sein geweiheter Priester trat. Diese Schmerzensverklärung trug vielleicht zu dem tiefen, unauslöschlichen Eindrucke bei, den Die-

penbrock's erste heilige Messe, welche er in der Klosterkirche[4]) zu Pielenhofen, etwa drei Stunden von Regensburg, las, auf alle Anwesenden in wahrhaft merkwürdiger Weise machte. Ein Priester, der als junger Theologe dabei gegenwärtig war, äußerte sich: „Die Erinnerung an Diepenbrock's Primiz gehört unter das Liebste und Beste, was ich habe. Sie gab mir eine Weihe vor der eigentlichen Priesterweihe und brachte mich Gott näher als langes Studium der Theologie." In ähnlicher Weise sprachen sich die übrigen Zeugen jener heiligen Handlung aus, welche besonders den frommen Karmelitinnen, die noch ziemlich zahlreich ihr aufgehobenes Kloster bewohnten, eine liebe Erinnerung blieb. Sie sprachen nachmal noch gern und oft von jenem doppelt heiligen Dreikönigstage, an welchem der junge Priester Diepenbrock am Altare, und der greise Bischof Sailer auf der Kanzel ihrer Klosterkirche gestanden, und waren schon damals überzeugt, daß Melchior Bischof werden würde. An solchen Vorhersagungen fehlte es überhaupt nicht in Diepenbrock's Leben. In Pielenhofen lebte eine protestantische Familie, aus welcher ein kleines Mädchen bisweilen in's Kloster kam. Zu diesem sagte Diepenbrock kurz nach seiner Primiz scherzend: „Du heißt Sybille, so pro-

phezeie uns!“ Da wurde das Kind ernst und sagte: „Du wirst einmal Cardinal werden!“ Man lachte über diese Prophezeiung, obwohl man nicht begreifen konnte, wie die Kleine dazu gekommen war. Daß es sich aber 27 Jahre darnach erfüllen würde, daran dachte damals begreiflicher Weise Niemand. Diepenbrock blieb in Regensburg und zog nun ganz in Sailer's Haus, wo er die Stelle eines Secretairs, eines Sohnes, und, wir dürfen hinzusetzen, eines treuen Gehilfen bekleidete.

IV.

Ueber das Verhältniß, welches zwischen Sailer und Diepenbrock obwaltete, wollen wir jene edle Freundin und feine Beobachterin Diepenbrock's sprechen lassen, welcher wir die schätzenswerthen Notizen aus seinem Jugendleben danken. Sie schreibt:

„Meine Erinnerungen an Diepenbrock beginnen mit dem Jahre 1824, wo ich ihn gelegenlich eines Besuches, den ich im Laufe des Sommers mit meiner Familie in Regensburg machte, an Sailer's gastlichem Tische sah, und der Eindruck, den er damals auf mich, wie auf Alle, die ihn zum ersten Male sahen, machte, ist noch so lebendig in meiner Seele, als hätte ich ihn erst gestern empfangen.

„Diepenbrock war in jener Zeit eine höchst auffallende Erscheinung. Die hohe ritterliche Gestalt, die seelenvolle Schönheit seines jugendlich blühenden An=

gesichts, der Ausdruck einer ernsten Begeisterung und selbst ein Zug von Schwärmerei gaben ihn dem Stempel des Außerordentlichen. In Sailer's Gesicht war Sonnenschein, wenn er auf seinen jungen Freund blickte, dem er neben sich den Platz anwies, dem er eigenhändig vorlegte und mit dem er überhaupt so viel beschäftigt war, daß er, der liebenswürdigste aller Wirthe, die übrige Gesellschaft darüber beinahe vernachläßigte. Dieses, wie ich glaube, zu entschuldigen, sagte er: „„Unser lieber Diepenbrock ist leidend, er war früher an starke Leibesbewegungen, war besonders viel zu reiten und zu jagen gewöhnt; daher seine jetzige so ganz veränderte Lebensweise nachtheilig auf seine Gesundheit wirkt."" Diepenbrock selbst sprach nur wenig, aß noch weniger und verließ unmittelbar nach aufgehobenem Tische das Zimmer, nachdem er zuvor Sailer's Hand geküßt. In der Art, wie der hochgewachsene junge Mann sich zu dem etwas kleinen alten Sailer herabbeugte, wie dieser ihm die Linke gleichsam segnend auf den Scheitel legte, lag etwas eigenthümlich Rührendes, und mein Nachbar, Herr v. L., sagte, auf die Beiden blickend, mit leiser, bewegter Stimme: welch' ein Bild! — Ich bin noch heute fest überzeugt, daß unter den damals

gegebenen Umständen jeder andere junge und auch jeder andere ältere Mann und Priester an Diepenbrock's Stelle den Eindruck bemerkt haben würde, den seine Erscheinung auf uns gemacht; ihm aber entging dieser Eindruck so gänzlich, daß er sich nie mehr im Laufe der Zeiten jener ersten Begegnung mit Personen erinnern konnte, die er später zu seinen Freunden zählte. Wenn aber wir ihn wenig interessirten, so interessirte er uns dafür um so mehr. Wir hätten gar so gern Näheres über den jungen Kleriker erfahren, dessen Antecedenzien wir, so viel es der Anstand gestattete, zum Gegenstande einer leisen Forschung bei Sailer machten. Dieser ging wohl auf unsere Wünsche ein, er sprach gern und mit großer Wärme, aber auch mit einer gewissen geheimnißvollen Begeisterung von seinem Liebling, welche unsere Neugierde steigerte, ohne sie zu befriedigen. Als wir während des Nachhausegehens den empfangenen Eindruck besprachen, glaubten wir Frauen es nun genau zu wissen, wie der heilige Ritter Georg ausgesehen, und unser Begleiter, Herr v. L., sagte in gleicher Beziehung: „„Der wird noch Papst! denken Sie an mich, dieser Diepenbrock wird noch Papst. Solch' einen Priester, solch' einen Menschen habe ich noch nie gesehen!““

„Sailer pflegte alljährlich im Herbste einige Wochen in dem zwischen Regensburg und Stauff gelegenen Schlößchen Barbing [5]) zuzubringen, welches ihm König Ludwig zum Landaufenthalte eingeräumt, und wo er, eine edle Gastfreundschaft übend, seine schönsten Lebensabendstunden genoß. Unter den Freunden, welche ihn aus der Ferne zu besuchen kamen, hatten auch wir uns einige Spätsommer hindurch eingefunden und dort war es, wo ich erst im Jahre 1826 dem Verhältnisse zwischen Sailer und Diepenbrock näher getreten bin, jenem eigenthümlichen, zarten, rührenden Liebesverhältniß, welches manchmal selbst einen kleinen dépit amoureux zuließ. Sailer, der Diepenbrock mit der ganzen Kraft seines Wesens umfaßte, ihn wie seine eigene Jugend, wie seine eigene Vergangenheit liebte, konnte durch Niemand so leicht als durch diesen, ja er konnte durch ihn allein nur sich manchmal verletzt fühlen, während Diepenbrock seinem alten Freunde gegenüber zuweilen in den Charakter eines leidenschaftlichen, eifersüchtigen Liebhabers fiel. So geschah es einmal während unserer Anwesenheit, daß eine kleine Verstimmung zwischen Beide trat. Wir hatten schon während des Mittagessens den leisen Mißklang herausgefühlt, der

bis zum Abendtische sich noch gesteigert zu haben schien. Sailer sah traurig, Diepenbrock vollkommen unglücklich aus, als Letzterer plötzlich vom Tische aufsprang, mit raschen Schritten auf Sailer losging, und diesen, indem er ihm um den Hals fiel, mit tiefer Rührung und wirklicher Zerknirschung um Verzeihung seines Ungestüms bat. Wie glücklich war Sailer und wie gern verzieh er! „„Laß nie, mein Sohn, — sprach er — einen Schatten des Mißtrauens zwischen uns treten, laß wenigstens die Sonne über ihm nicht untergehen. Wir Beide gehören zusammen, Gott selbst hat uns zusammengeführt.““ Nun war plötzlich Alles gut. Diepenbrock ging schnell von dem tiefsten Trübsinn in die allerheiterste, glücklichste Stimmung über. Sein Witz sprühete Funken, welche, um sich greifend, ein ganzes Feuerwerk von Humor und Laune in der Gesellschaft entzündeten. Man machte noch Punsch, wir sangen, und der Abend, welcher so trübe begonnen, schloß zur allgemeinen Zufriedenheit. Als Sailer am folgenden Tage über diese Abendscene, ohne ihre eigentliche Veranlassung zu berühren, sich gegen uns aussprach, sagte er in Beziehung auf Diepenbrock: „„Ich kann mich nie von ihm wenden, kann nie einen Augenblick aufhören, ihn zu lieben, denn ich

kenne sein Herz, das reich und groß ist, wie kein zweites. Seine Fehler liegen im Temperament und bilden die Schattenseiten einer glühenden Seele; ich darf ihm jedoch das Zeugniß geben, daß er stets bemüht ist, seine heiße Natur zu bändigen, und wenn er sein Roß reitet mit Zaum und Zügel, ist er unter allen Menschen, welche mir auf meinem langen Lebenswege begegneten, der Erste und Edelste. Aber freilich, — setzte er bedenklich hinzu — wenn das Roß ihn reitet, dann wirft es Alles nieder und — auch mich.""

„Es war eine Sorge Sailer's und ein Gegenstand mannigfacher Besprechung unter den Freunden, daß Diepenbrock nicht täglich die heilige Messe las und daß manchmal eine Woche vergehen konnte, ohne daß er in der Eigenschaft eines Priesters am Altare erschien. In Beziehung auf die Vorstellungen, die ihm besonders von Seiten Schwäbel's und Brentano's über diesen Punkt gemacht wurden, hörte ich ihn einst sagen: „„Mögen sie doch reden, ich kann nicht anders. Sie Alle verstehen mich nicht. Sailer selbst mit seinem schönen Kinderherzen, mit seiner reinen, durch das Christenthum geläuterten Seele kann es nicht begreifen, und ich kann es ihm nicht klar machen, was manchmal in mir noch auf- und niedergeht, und mich un-

würdig und daher vollkommen unfähig macht, das heilige Meßopfer zu vollbringen. Ich habe davon das tiefste Gefühl und ich muß diesem Gefühle folgen.““ In solchen Tagen vermeintlicher Unwürdigkeit liebte er es, Sailer'n am Altare zu bedienen, und ich habe es manchmal gesehen, daß dieser, wenn er ihn an der Stelle des gewohnten Ministranten fand, einen eigenthümlichen, halb mitleidigen, halb ironischen Seitenblick auf ihn warf; auch habe ich es gehört, daß Diepenbrock dann sein mea culpa, mea maxima culpa mit tiefer Zerknirschung und mit gebrochener Stimme sprach. Wenn er aber die heilige Handlung unternehmen zu dürfen glaubte, dann mußte es auch jeder Anwesende fühlen, daß er als ein wahrhaft Würdiger, von der ihm von Gott verliehenen priesterlichen Vollmacht Ueberzeugter, sie vollbrachte. Einem in solcher Weise begonnenen Tage folgten dann gewöhnlich mehrere, die ihm glichen. Es war immer eine schöne Zeit in Barbing, wenn Diepenbrock täglich die heilige Messe las. Im Einklang mit sich, war er dann in stets heiterer, gleicher Stimmung, welche einen freundlichen Reflex auf das ganze Haus warf. Aber sie währte oft nicht lange, diese schöne Zeit. Plötzlich geschah es, daß die Altarskerzen sich wieder umsonst

entzündeten, daß man in der bestimmten Stunde vergeblich auf Diepenbrock in der Kapelle harrte, wo er endlich nicht als Priester, sondern — ein demüthiger Akolyth erschien, den Altardienst zu verrichten.

„Das Michaelisfest brachte, als Sailer's Namenstag, immer viele Besuche nach Barbing, wo am 29. September, ich glaube im Jahre 1827, sich eine ziemlich große Gesellschaft bereit machte, die Dorfkirche zu besuchen, als Sailer's Nichte mit den Worten in's Zimmer trat: „„Heute werden wir wohl keine Predigt bekommen. Unsere werthen Gäste flößen dem guten Kaplan so große Angst ein, daß er sich durchaus nicht entschließen kann, seine für die Landleute bestimmte Predigt zu halten. Ich hörte eben, wie Diepenbrock in ihn hineindonnerte, aber ich fürchte, das wird nicht viel helfen."" Als aber der Prediger nun dennoch auf die Kanzel trat, und ich, für ihn verlegen, nicht aufzublicken wagte, sprach eine Bäuerin hinter mir: „„De schön' Herr ist's."" — Und wirklich war es Diepenbrock, der, um das fromme Landvolk nicht um die Predigt zu bringen und den Kaplan von seiner Angst zu erlösen, sich noch im letzten Augenblicke entschlossen hatte, an seine Stelle zu treten. Ich habe die meisten von den später zum Drucke gekommenen Predigten

Diepenbrock's gehört: jene Neujahrsrede, durch die das vanitas, vanitatum vanitas wie mit Flammenzügen geht; die Trauerrede auf Bischof Wittmann, welche ein so rührend treues Bild des heiligen Mannes giebt, und in der er, von den Thränen der Zuhörer fast unterbrochen, der eigenen Rührung kaum gebieten konnte; ich habe auch seine Osterpredigt gehört, da er das „Christus ist erstanden, Hallelujah!“ mit geschwungenem Käppchen durch die Kirche jubelte, daß in der ganzen Versammlung eine freudige Bewegung und ein leises Hallelujah auf allen Lippen war; alle diese Predigten, von deren Wirkuug, hat man sie nur gelesen, man sich keine Vorstellung machen kann, habe ich gehört, und dennoch meine ich, Diepenbrock habe nie so gewaltig gesprochen, wie damals, als er in der kleinen Dorfgemeinde nur der Eingebung des Augenblickes folgte. Den Text jener Predigt bildete der Kampf des Engels mit dem Drachen, und die Schilderung dieses immer fortgesetzten, in jeder Menschenbrust sich erneuernden Kampfes war so kühn, so poetisch erhaben und die Nutzanwendung doch so praktisch und dem Herzen naheliegend, daß trotz der verschiedenen Bildungsstufen, auf welchen die Zuhörer standen, die Wirkung bei Allen doch die-

selbe und in der That eine außerordentliche war. Auf das Verlangen Sailer's, der nicht in der Kirche war, sollte Diepenbrock diese Predigt nachträglich zu Papier bringen. Es gelang aber nicht. Er schrieb zwar Einiges nieder, aber es war etwas Anderes. Die flammenden Worte, welche er inspirirt gesprochen, waren auch geflügelt, er konnte sie nicht mehr erhaschen.

„Bisweilen war es, als ob die alten ritterlichen Neigungen in Diepenbrock wieder erwachen und seinen Opfermuth erproben wollten. Ein Pfarrer, welcher durch die große Ausdehnung und die schlechten Wege seiner Pfarrei genöthiget und darum auch ermächtiget war, sich ein Reitpferd zu halten, kam mit diesem in einem ziemlich unglücklichen Zustande nach Barbing; denn der feurige Fuchs, welchen er erst kürzlich gekauft, hatte ihn auf dem Wege zweimal abgeworfen. Dieser Unfall, und was ihn veranlaßte, wurde natürlich besprochen und Diepenbrock in Beziehung auf die Behandlung des Pferdes nicht nur zu Rathe gezogen, sondern endlich auch vermocht, seine Anweisung praktisch zu ertheilen. Es war wirklich eine Lust zu sehen, wie das Pferd alsbald seinen Meister erkannte und sich zu den hübschesten Sprüngen und Courbetten herbeiließ. Die ganze

Schloßbewohnerschaft war an den Fenstern, um Diepenbrock's Reitkunst zu bewundern, auf welche besonders Sailer mit einer Art Vaterstolz und dem Ausrufe: „Gott hat ihm eine edle Gestalt gegeben," hinabschaute, als plötzlich und unvermuthet der ehrwürdige Regens Wittmann vor dem Schlosse anfuhr. Ich kann mich noch jetzt nicht ohne Lächeln der Verwirrung erinnern, welche das Erscheinen jenes merkwürdigen Mannes damals hervorrief. Diepenbrock sprang mit Blitzesschnelle vom Pferde, sämmtliche Zuschauer zogen erschrocken ihre Köpfe zurück, und selbst Sailer war verlegen, wie ich ihn nie gesehen. Wittmann nahm aber die Sache anders als man vermuthete. Er äußerte seine Freude, Diepenbrock zu Pferde zu sehen. „„Sie sollten täglich reiten,"" sagte er, „„diese Bewegung würde gewiß vortheilhaft auf Ihre Gesundheit wirken; eine Gesundheit,"" so fügte er zu Sailer gewendet hinzu, „„an welcher so viel gelegen ist."" Auf die Bemerkung, daß dies, gegen die Observanz verstoßend, mißbilligt werden dürfte, erwiederte er: „„Diepenbrock's Pferd wird immer einen würdigen und allverehrten Priester tragen."" Solcher Rath aus solchem Munde mußte begreiflich verlockend sein, und daß er es war, konnten wir Alle bemerken. Das

Gefühl aber, daß ihn sein Pferd nicht, wie den guten Pfarrer R., der Pflicht entgegentragen, sondern seinem Vergnügen und diesem vielleicht mehr noch, als seiner Gesundheit dienen würde, erlaubte Diepenbrock nicht, diesen Rath zu befolgen. Nach jener Reitübung vor dem Barbinger Schlosse hat er, so viel ich weiß, nie wieder ein Pferd bestiegen. So war es auch mit der Jagd, für welche die Neigung wohl nie ganz in ihm erlosch. Die Waidmannslust blitzte ihm aus den Augen, wenn er Erzählungen aus dem Jägerleben hörte; und kamen diese vollends aus dem Munde des Volkes, war es etwa ein alter verwitterter Jägersmann, der ihn damit traktirte, so konnten sie ihn in die glücklichste Stimmung versetzen, besonders wenn der Erzähler ihm auch den Gefallen erwies, einen klingenden Dank dafür zu nehmen. Bei diesem Zuge seiner Neigung weiß ich es nur einmal, daß Diepenbrock der Aufforderung zur Jagd folgte, und zwar während eines längeren Aufenthaltes auf dem Lande, den er nach Sailer's Tode auf dem Gute des ihm befreundeten Grafen F....r genommen. Dort schoß er, wie sein Gastfreund zu sagen pflegte, gleich Wilhelm Tell, und die Jäger der ganzen Umgegend wußten von den Thaten des priesterlichen

Nimrod's zu erzählen. War es nun die Furcht, die alte Jagdlust könnte, einmal geweckt, wieder Macht über ihn gewinnen, war es die Besorgniß, Aergerniß zu geben, (oder das Gefühl, das Blutvergießen am Tage vertrage sich nicht mit dem unblutigen Versöhnungsopfer am Morgen), was ihn hier bestimmte, genug wie wohlthätig diese Waldexcursion auf seine Gesundheit und Stimmung gewirkt, wie gestärkt und in der Seele erfrischt er von ihr zurückgekehrt, so konnten doch weder die Bitten seiner Freunde, noch selbst der Rath des Arztes ihn bewegen, die Flinte wieder zur Hand zu nehmen. Sie blieb ihm trotz aller Versuchung fern, wie das Reitpferd. Eine Freude aber blieb ihm treu, die Freude an der Natur, für deren Schönheiten er immer die frische jugendliche Empfänglichkeit seiner Kinderjahre behielt. Der Anblick einer vom Morgen- oder Abendglanz erleuchteten Landschaft, oder des gestirnten Himmels verfehlte nie, ihm eine mit sanfter Rührung gepaarte höhere Stimmung zu geben, und einen reichen unerschöpflichen Quell des Genusses boten ihm jene Wanderungen in's Gebirge, welche er gern mit seinem Stabe allein, lieber noch in Gesellschaft zweier, bewährter Freunde

unternahm, die als geübte, rüstige Bergsteiger ihm auf seinen kühnen Wanderungen zu folgen, wenn auch nicht immer gleichen Schritt mit ihm zu halten vermochten. Einer dieser Freunde, der Andere ist nun auch im Tode verstummt, spricht noch oft, und nie ohne Rührung, von jenen Gebirgsreisen, welchen Diepenbrock's Theilnahme den Stempel des Poetischen, Ritterlichen und Abenteuerlichen aufdrückte. Galt es, einen Bergriesen in seiner obersten Behausung aufzusuchen, so kam immer Etwas von dem Geiste des Knaben Melchior über Diepenbrock. Keine Anstrengung konnte ihn dann ermüden, kein Wagniß abschrecken, kein Unfall verstimmen. Frisch und fröhlich stürmte er nach Oben und riß seine Gefährten unaufhaltsam mit sich fort. Dabei war er, nach dem Zeugnisse seiner Gefährten, nicht nur ein stets heiterer und liebenswürdiger, sondern auch ein äußerst lenksamer, beinahe willenloser Reisegenosse. Nur die Berge mochte er, so lange ihm Zeit dafür gegönnt war, nicht verlassen, übrigens konnte den Reise-Marschallsstab führen, wer da wollte. Die Liebe zu den Bergen hatte bei ihm die Dauer des Lebens. Noch während seines letzten Johannesberger Aufenthaltes

schrieb er, ein bereits schwer Kranker, im Hinblick auf sie: „„Ich möchte wohl noch einmal hinauf, hinan!““ Es war dieses sein letztes irdisches Verlangen, der Abglanz jener höheren Sehnsucht, welche sich bald erfüllen sollte. —“

V.

Wir verlassen den Faden der Mittheilungen unserer geistreichen Erzählerin, um einen Blick auf Diepenbrock's wissenschaftliche und literarische Thätigkeit zu werfen. Sobald er für den priesterlichen Beruf sich entschieden, hat er auch seine reichen geistigen Kräfte auf das hingerichtet, was dieser Beruf fordert, und nicht nur seine Studienzeit wohl angewendet, sondern auch nachmals, selbst während des Landlebens in Barbing, nie aufgehört, sich wissenschaftlich fortzubilden. Die Theologie hat ein doppeltes Objekt: Wahrheit und Heiligkeit. Auf dem Wege nach der Ersteren fragt sie nach dem Grunde unserer Erkenntniß und führt zu menschlichem Forschen, auf dem anderen Wege bezieht sie das im Glauben Gegebene unmittelbar auf unser letztes und höchstes Ziel und führt zu Gebet, Ascese, Beschaulichkeit. Beide Richtungen hat der Priester in sich zu vereinen, wenn schon die Eine oder

Andere immer vorwalten wird, wie dies bei den größten Erscheinungen in der Kirche der Fall war. Von Diepenbrock hat man behauptet, er habe mehr den sinnigen, beschaulichen Weg verfolgt und einen gewissen Hang zur kirchlichen Mystik offenbart, wie sie im Mittelalter sich ausgeprägt hat. Seine Abneigung vor dem eitelen wirren Treiben der Welt, seine Liebe zur Einsamkeit, seine ascetischen Uebungen zum Anfange der theologischen Laufbahn und besonders die Herausgabe von Heinrich Suso's Schriften, die er als junger Priester veranstaltete, deuteten darauf hin. Auch war es ja so natürlich, daß ein Mann, der eine so gewaltige, bisher unbezähmte Natur überwinden und zur vollkommenen Unterwerfung unter die Herrschaft des Geistes bringen wollte, sich seine Vorbilder in einer Zeit suchte, die einen Bernardus, einen Franziskus, einen Johannes vom Kreuz hervorgebracht; wie es ja auch natürlich war, daß ein so poetisches Gemüth, wie das unseres Helden, sich gern in eine Welt zurückversetzte, in der die schwungreichste Poesie, gepaart mit der Einfalt, Kindlichkeit und glühenden Frömmigkeit des Glaubens, jene klang- und sangreiche Zeit hervorrief, welche selbst die Liturgie mit ihren schönsten Blüthen schmückte: denn in

ihr sang Thomas von Aquin sein pange lingua, in ihr dichtete Thomas von Celano sein dies irae, während ein anderer Jünger des heiligen Franziskus, der gottselige Jacopone, mit dem großen Innocenz dem Dritten um den Ruhm stritt, in dem stabat mater dem höchsten und heiligsten Schmerze, den je ein Mutterherz empfunden, den tiefsten und würdigsten Ausdruck gegeben zu haben. Nächstdem, was ihm Deutschland seit Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg und in noch reicherem Umfange Italien aus jener Zeit auf dem Gebiete der Poesie bot, waren es vor Allem die Spanier, deren reiche und viel zu wenig beachtete Literatur Diepenbrock anzog, und deren Gedichte er nicht nur las, sondern gern in's Deutsche übertrug; wie ihm denn auch auf dem Felde der Ascese neben Bonaventura die Werke der heiligen Theresia und des heiligen Johannes vom Kreuz am liebsten waren und sich in seinem Nachlasse noch Bruchstücke von Uebersetzungen aus diesen Werken befanden. Von jener kranken Mystik aber, die ohne gründliche Kenntniß des positiven Christenthums sich selber eine dunkle Gefühls-Religion construirt und auf vorgebliche Bilder und Erscheinungen einen größeren Werth legt, als auf die

Nachfolge Christi und die Verähnlichung mit seinem göttlichen Vorbilde, war Diepenbrock seinem ganzen Wesen nach eben so frei, als von blindem Enthusiasmus für eine Zeit, deren Gebrechen und Uebel er sehr gut kannte, wenn schon er auch wußte, daß jene Gebrechen und Uebel mehr äußerer Natur waren, nicht, wie in unseren Tagen, Mark und Herz durchdrungen hatten. Will man von einer Mystik Diepenbrock's sprechen, so ist es die, welche sich einfach und verständlich in Thomas von Kempis Nachfolge Christi, tiefer und inniger in Tauler's Schriften ausspricht. Auch war es nicht sein Antrieb, sich einer neuen Ausgabe der Werke Suso's, dieses liebeglühenden, zartsinnigen Asceten, zu unterziehen. Seine Freunde drängten ihn dazu, und unter ihnen war v. Görres nicht der Letzte. Eben in einer so tief vereitelten, in das Meer des Fleisches versunkenen, feigen, verschwommenen Zeit — so sagte man ihm — thue es Noth, die Wissenschaft der Heiligen dadurch zu predigen, daß auf jene wahrhaft starken Geister hingewiesen werde, die es vermocht, durch die Kreuzigung ihres Fleisches und ihrer Lüste sich zur Freiheit der Kinder Gottes zu erheben. Vielleicht aber wären alle diese Vorstellungen vergeblich gewesen, wenn nicht eben eine neue Ausgabe der

Predigten Tauler's in unverändertem Texte mit so großem Beifall aufgenommen worden wäre, und somit einer ähnlichen Arbeit einen segensvollen Erfolg versprochen hätte. Sie erschien mit einer langen, tief eingehenden Einleitung von J. v. Görres im Jahre 1829, und in zweiter unveränderter Auflage im Jahre 1837.

In jene Zeit fiel auch die Herausgabe des geistlichen Blumenstraußes, welcher gleichfalls lange Kämpfe vorangingen. Die Herbstabende zu verkürzen, wurde in Barbing bisweilen vorgelesen. Eduard v. Schenk und Brentano theilten mehrere ihrer geistlichen Gedichte mit; Letzterer auch viele der lieblichen Lieder von Luise Hensel, und Diepenbrock las seine Uebersetzungen aus dem Spanischen, welche von Seiten Schenk's den Vorschlag veranlaßten, diese Blüthen des Südens mit den von den Freunden vorliegenden Beiträgen der Oeffentlichkeit zu übergeben; ein Vorschlag, der mit Ausnahme des projektirten Herausgebers allseitigen Anklang fand, bei diesem aber auf anscheinend unübersteigliche Hindernisse stieß. Diepenbrock war eine tief poetische Natur, er war selbst ein Lied, das Gott gesungen; ein Versekünstler aber war er nicht. Zum Feilen und Ciseliren seiner Arbeiten

fehlte ihm die Geduld. Es war ihm unmöglich, so lange zu entwerfen und zu verwerfen, bis sich etwa die beste Form herausgefunden hatte. Wollte er einen eigenen Gedanken geben oder einen fremden wiedergeben, so hatte er mehr den Gedanken, als die Form, am allerwenigsten aber hatte er den Leser vor Augen. Die Vorstellung, vor diesen hinzutreten mit dem, was er in stillen einsamen Stunden empfunden und aus voller frischer Brust gesungen, war ihm widrig, ja verletzend, und er wies sie mit Entschiedenheit, fast mit Schroffheit zurück. Man war aber nicht so leicht zurückzuweisen. Schenk wollte diese südlichen Blumen um jeden Preis an die Sonne haben, zumal er dabei seine eigenen Gedichte in gute und passende Gesellschaft bringen konnte, und Brentano lag viel daran, die poetischen Erzeugnisse einer Freundin, ohne ihre weibliche Bescheidenheit zu verletzen, in die Literatur einzuführen, wie sie es verdienten. So ließ man denn nicht nach, kam wieder und immer wieder, bis die Beharrlichkeit ihren Preis und das Publikum den Blumenstrauß erhielten. Diepenbrock aber hatte die Genugthuung, ihn seinem Vater Sailer zu Füßen legen zu können, dessen Weg er so gern mit Blumen bepflanzt und von allen Dornen frei gehalten hätte.

VI.

Es war natürlich, daß eine Persönlichkeit, wie die unseres Helden, dem edlen König Ludwig nicht entgehen konnte, der, noch als Kronprinz auf Sailer's merkwürdigen Secretair aufmerksam geworden, bald nach seiner Thronbesteigung Diepenbrock zum Domherrn in Regensburg ernennen wollte. Der königliche Wille aber fand gewaltige Hindernisse, denn Diepenbrock wollte nicht, und wollte so wenig, daß nach vielem Hin- und Herschreiben und nach vielen Bemühungen besonders von Seiten des damaligen Chefs einer neu errichteten Cultussection Sch....., Sailer selbst dringend bat, von Diepenbrock abzusehen, da dieser, wie er sich leider überzeugen müsse, eher Bayern, als seine bescheidene Stellung verlassen würde. Mußte man bei solchem Widerstande den Eroberungsplan fallen lassen, so geschah es doch mit dem Vorbehalte, ihn bei nächster Gelegenheit wieder aufzunehmen.

Diese Gelegenheit fehlte damals nicht. Die Sterbefälle drängten sich im Regensburger Domkapitel, und da der Tod sich besonders die königlichen Monate ausersehen hatte, so brachte jeder Todesfall die gleiche Frage und die gleiche Antwort mit sich. Aus der Correspondenz, welche jene Kämpfe hervorriefen, ist besonders ein Brief beachtenswerth, den Diepenbrock an Sch..... geschrieben. Es wurde darin ein erneuerter Antrag auf's Neue und zwar auf das Entschiedenste zurückgewiesen. Diepenbrock erklärte, daß ihn nichts bestimmen könne, eine Würde anzunehmen, die ihn nicht nur für den bayerischen Clerus, sondern für das gesammte katholische Volk der Bayern zu einem Gegenstande gerechten Aergernisses machen müßte. Er sprach von zahlreichen Bewerbern um die ihm angetragene Stelle, Bewerbern, worunter viele würdige, in der Seelsorge ergraute Priester, mancher geschäftstüchtige, um das Consistorium verdiente Vicar, worunter selbst Gelehrte wären, deren Namen einen guten Klang in Deutschland hätten, und welchen gegenüber die Ernennung eines jungen, in der Seelsorge unerfahrenen Ausländers den Vorwurf schreiender Ungerechtigkeit nicht nur gegen den Minister, sondern selbst gegen die geheiligte Person des Königs hervor-

rufen müßte. Aber auch abgesehen von alledem, sei er nicht in den geistlichen Stand getreten, um das zu machen, was man eine Carriere nennt, für die ihm sowohl Neigung als Beruf gänzlich fehle. Ihm thue ganz Anderes noth, als geistliche Ehrenstellen, und der Gedanke, sich Männern vorgesetzt zu sehen, denen er vielleicht nicht würdig wäre, die Schuhriemen aufzulösen, treibe ihm, werfe er einen ehrlich prüfenden Blick in sein Inneres, die heiße Schamröthe in's Gesicht. „Möchten Ew. Excellenz daher" — so schloß der Brief, in dem kein Hauch falscher Demuth war — „möchten Ew. Excellenz den Gedanken endlich aufgeben, eine arme Pflanze in fremdes Erdreich zu versetzen, wo sie nimmer gedeihen könnte. Ich habe auf Erden keinen anderen Ehrgeiz, als Sailer's Schreiber zu sein, so lange mir Gott diesen Freund erhält, und mit der Zeit vielleicht und der Gnade Gottes ein würdiger Seelsorger zu werden. Alles Andere ist für mich vom Uebel."

Hiermit hatte aber unser guter Diepenbrock sich diese Angelegenheit keineswegees vom Halse geschafft. Wie seine nächsten Freunde dieselbe nur noch angelegentlicher verfolgten, erzählt uns unsere getreue Berichterstatterin in folgender Weise:

„Auch im Spätsommer 1829 reisten wir nach Barbing, und zwar in Gesellschaft Fr. X. Schwäbel's, der damals Domherr in München war und später Bischof von Regensburg wurde. Auf der Fahrt dahin war Diepenbrock der ausschließende Gegenstand unseres Reisegesprächs. Sailer war im Laufe des Jahres wirklicher Bischof von Regensburg geworden, ein Ereigniß, das seinen Freunden um so wichtiger war, als dadurch auch die schwebende Domherrnfrage in eine neue, den Regierungsabsichten günstigere Phase trat; denn daß Sailer, der als acht und siebenzigjähriger Greis den Bischofsstab ergriff, Diepenbrock's Eintritt in's Capitel wünschen mußte, schien eben so gewiß, als daß dieser Wunsch, und zwar dieser Wunsch allein, es vermöge, der langen Werbung ein erfreuliches Resultat zu geben. Schwäbel sprach sich mit Wärme über die Nothwendigkeit aus, Diepenbrock noch während Sailer's Lebzeiten zur Annahme einer festen Stellung in Bayern zu vermögen. „Die Frankfurter" — sagte er — „möchten ihn schon lange gern haben und wollten ihn erst kürzlich zu ihrem Oberpfarrer machen. Aber auch in Preußen ist man, wie ich weiß, aufmerksam auf ihn geworden. Stirbt Sailer, so werden auch von dort Anträge kommen, dann

aber möchte wohl das Vaterland hinziehen und uns zum Schaden auch der Spott werden, lassen wir uns nehmen, was Gott selbst in unsere Hände gegeben hat."

In Barbing angekommen, erbleichten die schönen Hoffnungen, in welche wir uns auf dem Wege hineingeschwatzt hatten, ein wenig vor der Wirklichkeit. Diepenbrock war leidend und verstimmt, und seine Verstimmuug nahm gewaltig zu, kam der verhaßte Knünch (der von ihm selbst gebrauchte niederdeutsche Ausdruck für Kanonikus) in Anregung; während Sailer eine möglichst neutrale Stellung einnahm und, seinem Freunde keinen moralischen Zwang aufzulegen, die eigenen Wünsche nur errathen ließ. Um so thätiger war Schwäbel. Dieser verlor sein Ziel nie aus dem Auge, wurde, es zu erreichen, nicht müde, Diepenbrock mit Vorstellungen zu bestürmen, und nicht entmuthiget, wenn dieser Sturm wiederholt und mitunter in etwas scharfer Weise abgeschlagen wurde. „Jeden Anderen" — sagte er nach einer solchen Niederlage — „ließe ich jetzt laufen; über diesem Menschen, der es mir angethan hat, kann mir die Geduld nicht ausgehen. Ich könnte ihm nicht gram werden, wenn er mich prügelte, und fast möchte ich wünschen"

— setzte er lachend hinzu — „er prügelte mich, dann ginge er uns, um sein Unrecht gut zu machen, doch in's Garn."

Die Barbinger Abendstunden wurden bisweilen auch mit kleinen Concerten ausgefüllt, welche unter Leitung des in der musikalischen Welt rühmlichst bekannten Domherrn Dr. Proske, eines Schlesiers, ein dankbares Auditorium fanden. Diepenbrock, der ein tiefes Gefühl für ernste Musik hatte, hörte am liebsten und nie ohne Rührung das stabat mater von Pergolese, welches Schwäbel, wollte er einen Coup ausführen, eigens bestellte. „Singen Sie recht schön" — pflegte er zu sagen — „dann wollen wir wieder einmal sehen, was sich machen läßt." Und wenn wir gesungen, und wenn der auf Tönen getragene Schmerz der Mutter Gottes Diepenbrock's Herz erweicht hatte, dann setzte sich Schwäbel hin, um dieses Herz im Interesse der guten Sache zu bearbeiten, und mit allen Gründen der Vernunft und Religion, und mit allen Tönen der Liebe den Freund zum Landsmann zu werben. Bisweilen trat wohl auch Sailer ein wenig näher, um einige väterliche Worte hinzuzufügen, und immer geschah es, daß sich die übrige Gesellschaft herbeithat, um nach ihren verschiedenen Kräften und

Stellungen die Gabe der Beredsamkeit oder das Recht der Bitte geltend zu machen. Diepenbrock wehrte sich, so gut er konnte, oft nur mit Scherz und jenen Waffen des Witzes und der Laune, die ihm in so reichem Maße zu Gebote standen. Bisweilen schien er aber auch herzlich bewegt. „Wie schwer wird es mir" — sagte er — „so gut gemeinten Worten, so treuen Bitten zu widerstehen. Wäre, was man verlangt, nur ein persönliches Opfer, ich würde es bringen, allein es ist auch ein Unrecht und das darf man selbst den liebsten Freunden nicht zu Liebe thun." Solche Einwendungen wurden von Schwäbel geradehin als Faseleien erklärt, welche man allenfalls einem jungen Menschen, aber nicht einem Manne verzeihen könne, der, nun volle dreißig Jahre alt, endlich anfangen sollte, vernünftig zu werden und an die Zukunft zu denken. „An die Zukunft?!" — rief Diepenbrock — „ob ich im schwarzen oder violetten Kleide [6]) begraben werde, gilt das zuletzt nicht gleich? Sollte dies nicht meinen Freunden, wird es nicht dem Regensburger Domkapitel gleichgültig sein? Ich aber sehne mich nach etwas Anderem als dem Aktenstaube des Consistoriums." Und was wollen Sie denn eigentlich?" — rief Schwäbel ergrimmt. — „Nach was in

aller Welt sehnen Sie sich denn?" „Nach Sündenfreiheit; ich möchte gern ein reinerer, besserer Mensch werden, und diese Sehnsucht könnte mich leichter unter die Kapuze, als unter Euer gepriesenes violettes Käppchen bringen." —

Diese Stimmung Diepenbrock's, die unsere treffliche Berichterstatterin uns hier so richtig zeichnet, finden wir auch in einem Briefe, den er um diese Zeit an Clemens Brentano schrieb und den wir hier mittheilen:

„Lieber Clemens! Es ist nun entschieden, daß aus einer Rheinreise des lieben Vaters Sailer, so sehr er sich darauf gefreut, in diesem Jahre nichts wird. Seine Geschäfte erlauben es nicht und seine Kasse ist mit diesem Hindernisse sehr zufrieden, denn sie ist und macht sehr unbeweglich, nicht ihrer Schwere, sondern ihrer Leere wegen.

„Als Entschädigung für die Reise muß ihm nun der Aufenthalt in Schloß Barbing dienen, das Du ja kennst. Wir sind seit drei Wochen hier und es ist Alles, wie es war, im Schloß, im Garten und in dem hübschen trauten Kirchlein, wo ich gewöhnlich die Messe lese, nachdem ich dem lieben Bischofe in der Hauskapelle assistirt habe. Er hat hier noch den

Vortheil, daß er der vielen lästigen Besuche überhoben ist, die ihm in der Stadt keinen Augenblick Ruhe lassen, und daß er jeden Moment günstiger Witterung zu heilsamem Spaziergange und Luftgenusse verwenden kann. Was also seine Ruhe, Bequemlichkeit und Erholung angeht, so gewährt ihm Barbing mehr Vortheil als die schönste Reise, die doch mit Strapatzen verknüpft wäre; aber sehr zu bedauern ist das Aufgeben unserer Fahrt in Hinsicht auf die Vielen, welche davon Trost, Rath und Ermunterung gehabt hätten.

„Mit meiner Gesundheit geht es den alten Gang, besonders in diesen Tagen des Aequinoktiums habe ich wieder viel leiden müssen. Es scheint, ich soll, wie bei uns die jungen Pferde auf der Weide, diesen Klotz am Beine schleppen, damit ich mich nicht überspringe; wenn er mich nur nicht auch im Ziehen meines Pflichtkarrens so sehr hinderte und das sursum corda, so sehr erschwerte. Am Ende wird er mich noch in irgend eine Klosterzelle hineinbugsiren, und der Bruder Pförtner wird, wenn er die Fremden und darunter Dich durch den Klostergang führt, vor meiner Zellenthür sagen: „Hier wohnt der menschenscheue Pater Romuald, welcher behauptet,

die Höllenstrafen beständen in Unterleibsbeschwerden, und dabei an die Wiederbringung aller Dinge glaubt. Man hätte ihn schon längst als Ketzer verbrannt, wenn er nicht ein Narr wäre."" Und soll ich Dich sehen, wie Du ein Kreuz schlägst und an der Zelle vorüberschleichst? Oder thust Du es vielleicht schon jetzt? Leb wohl, lieber Clemens. Tausend Grüße vom lieben Bischof und allen Hausbewohnern. Halte lieb und bete für Deinen

dankbaren Melchior D."

Sailer hatte seinen Bisthumsantritt durch einen Hirtenbrief zu verkünden, und welches Vertrauen er in seinen Freund setzte, bewies der Umstand, daß er ihn mit der Abfassung dieses Hirtenbriefes beauftragte. In Barbing gab es keine Geheimnisse; wenn die kleine Schloßgesellschaft des Abends vom Spaziergange heimkehrte, sagte Diepenbrock: „Nun muß ich noch ein wenig an meinem Hirtenbriefe arbeiten," und Sailer rief ihm lächelnd nach: „Machen Sie es fein hübsch und eindringlich!" oder: „Machen Sie es nicht allzuscharf, Herr Bischof! auf daß wir Ehre von Ihnen haben." Es währte nicht lange, so war die Arbeit fertig, und die Freunde versammelten sich, sie vorlesen zu hören. Sailer sagte, indem

er in einer Fenstervertiefung Platz nahm: „Nun will ich mich in den Seelenzustand eines alten Landpfarrers versetzen. Ihr, meine Herren! stellt den übrigen Klerus, und unsere Damen die Laien vor. Also frisch, Freund Melchior! laß Dich hören!“ —

Und Melchior ließ sich hören und las unter steigendem Beifalle. Sailer sah immer vergnügter aus seiner Ecke hervor; bald konnte er es dort nicht mehr aushalten, er stellte sich dicht hinter Diepenbrock, legte die Hand auf dessen Schulter und ließ sie allmählich bis zu seinem Herzen hinabgleiten, wo er zu den Worten, welche ihm aus dem eigenen Herzen zu kommen schienen, glückselig den Takt schlug. Als der Hirtenbrief zu Ende war, fiel er dem geliebten Jünger um den Hals: „Wie thöricht wäre es doch von mir altem Manne“ — sagte er — „wollte ich die eigenen Waffen aus der rostigen Scheide ziehen, nachdem mich Gott mit diesem wackeren Degen hier umgürtete. Ohne Diepenbrock dürfte ich in meinen Jahren den Bischofsstuhl nicht mehr besteigen, ohne ihn könnte ich ihn nicht behaupten. Er weiß das wohl, und so weiß auch ich, daß er, wo ich seiner bedarf, mir beistehen und während des kurzen Weges, den ich noch zum Grabe habe, mir Stab und Stütze

sein wird.“ Diepenbrock umarmte heftig bewegt seinen alten väterlichen Freund, dem er Mund und Hand, Stirn und Augen küßte. Es lag etwas, wie ein Versprechen, ja wie ein Gelübde in dieser überströmenden Zärtlichkeit, und Schwäbel warf triumphirende Blicke auf die Umstehenden. In der That schien von diesem Augenblicke an Diepenbrock's Widerstand gebrochen, und wenige Monate später wurde, freilich nach manchen Rückfällen und neuen Kämpfen, der neue Domherr installirt. Der Hirtenbrief aber machte bei seinem Erscheinen den besten Eindruck, und ein hoher geistlicher Würdenträger sagte darüber zu Schwäbel: „Welch' herrliches Schwanenlied hat uns da der alte Sailer noch gesungen.“ Der hohe Würdenträger kannte den jungen Adler nicht, der den alten Schwan auf die Flügel genommen.

Auch machte Sailer nach keiner Seite ein Geheimniß daraus, wie viel ihm sein junger Freund war und was er ihm leistete, und in einem Briefe, welchen Diepenbrock an Brentano schrieb, fügte der greise Bischof einige Zeilen bei, welche ein Bekenntniß enthalten, wie es offener und rührender nicht abgegeben werden konnte. Er schrieb nämlich: „Gott grüße Dich, mein lieber, lieber Clemens! Empfange

meinen Dank für Deine lieben Zeilen und die Versicherung, daß ich fleißig zu Gott bete, damit Er an Dir und durch Dich seinen heiligen Willen vollbringe. Diepenbrock ist mir ein wahrer Engel. Er leihet mir seine Feder, seinen Kopf und sein Herz, und macht mir's so mit der Gnade Gottes möglich, daß ich meinen Beruf erfülle. Der Herr sei mit Dir und uns Allen. Amen.

Sailer."

Wenn es übrigens ein mühevolles Werk gewesen war, unserem Helden im Regensburger Domkapitel eine feste Stellung aufzunöthigen, so fehlte wenig, daß dieses Werk wieder zerstört wurde. Während der stürmischen Ständeversammlung des sehr bewegten Jahres 1830 zu München wurde dem Ministerium unter Anderem auch Diepenbrock's Erhebung in's Domkapitel zum Vorwurfe gemacht, ein Vorwurf, der diesen augenblicklich bestimmte, seine Entlassung einzureichen, welche man, der würdevollen Entschiedenheit gegenüber, womit dieser Schritt geschah, vielleicht nicht zu verweigern gewußt, hätte nicht Bischof Wittmann sein gesenktes Haupt erhoben, um ein energisches Veto gegen Diepenbrock's Rücktritt einzulegen. „Nimmermehr" — sagte er in der amtlichen Erklärung,

welche er als Dompropst und General-Vicar abzugeben hatte — „nimmermehr werde er dazu seine Einwilligung ertheilen, und nimmermehr könne es das Domkapitel, wolle es sich nicht einer schweren, dem Selbstmord ähnlichen Sünde schuldig und theilhaft machen.“ In gleichem Sinne schrieb er auch an den Minister und in gleichem Sinne suchte er auf Diepenbrock selbst einzuwirken. Und nur dem Feuereifer dieses edlen Mannes dankt es die Kirche von Bayern, daß sie einen Verlust, welcher im göttlichen Rathschlusse lag, nicht schon fünfzehn Jahre früher zu beklagen hatte.

VII.

Diepenbrock's Eintritt in das Domkapitel änderte nichts in seinem Verhältnisse zu Vater Sailer. Er blieb ihm, was er bisher gewesen war: Sohn, Secretair, Gehilfe. „Die letzten acht Jahre," so erzählt Diepenbrock selbst in seinen Erinnerungen an Sailer, die er der zweiten Ausgabe seines Blumenstraußes vorangeschickt, „die letzten acht Jahre war ich sein nächster Haus- und Tischgenosse. Ich habe ihn bei seinem sommerlichen Aufenthalte im nahen Schlosse Barbing und auf mehreren größeren Reisen in die Schweiz und an den Rhein begleitet, habe unter seiner Leitung seinen weit ausgebreiteten Briefwechsel mit den verschiedensten Menschen über die verschiedensten Verhältnisse größtentheils geführt, bin in alle seine Freundschafts- und Geschäftsbeziehungen eingeweiht worden", gewiß eine gute, eine neidenswerthe Schule für den künftigen Fürstbischof und

Cardinal, der damals freilich nicht ahnete, für welche Sorgen, Mühen und Kämpfe ihn diese Uebungszeit bereit und fertig machen sollte.

Aber auch dieses schöne, in seiner Art einzige Verhältniß sollte enden, wie ja Alles endet in diesem armen Leben. Mit dem Jahre 1832 nahete sich Sailer's Tod, und die leisen Ahnungen und Mahnungen, welche demselben vorangingen, schienen Diepenbrock's Neigung zu dem väterlichen Freunde immer zarter und inniger zu machen. Wenn Sailer sich in jenen Tagen mit dem Einen oder Anderen seiner Freunde vertraulich unterhielt, kam er gewöhnlich auf Diepenbrock zu sprechen, der, seinen Gedanken stets gegenwärtig, der Inbegriff seiner Freuden und Sorgen war. „Welch' ein Herz ist das seine" — sagte er einst in Beziehung auf ihn — „wen er mit seinem halben Herzen liebt, der besitzt einen größeren Schatz an Liebe, als wenn ihm hundert Andere mit ihrem ganzen Gefühlsvermögen anhängen. Und seine Fehler, sie sind leicht zu kennen, denn sie liegen auf der Oberfläche einer tiefen, reichen Natur: diese allzu rasche, oft unvorsichtige Handlungsweise, die gewaltige Erregbarkeit, diese Zornesflammen, welche so leicht auflodern und so schwer verletzen; in diesen Feh-

lern selbst, wie sehr sie auch zu beklagen sind, liegt durch die Art, wie er sie erkennt, bekämpft und bereut, manchmal eine Erhabenheit, zu der es gar viele Menschen mit ihren Tugenden nicht bringen." Sehr beachtenswerth bleibt, was Sailer bisweilen über Diepenbrock's Jugend gesprochen, durch deren Strömungen die schützende Hand Gottes Melchior's Schifflein so wunderbar geleitet hat. Denn als ein Wunder und sichtbares Zeichen göttlicher Hilfe erschien es Sailer, daß Melchior sich in den Irrgärten seines früheren Lebens nicht verloren, daß er besonders mit dieser heißen, entzündbaren Natur, diesem weichen, ungenügsamen Herzen, diesen heftigen Leidenschaften und dabei ausgestattet mit allen den inneren und äußeren Gaben, welche zur Welt hinziehen und diese anlocken, daß er, schüchtern gegen Frauen, nie mit einem weiblichen Wesen vertraut geworden ist. „Sein vergangenes Leben liegt vor mir, wie ein offenes Buch" — sagte Sailer — „und wenn ich, in diesem Buche blätternd, auch manche Stelle finde, auf die er mit Reue zurückschaut, so ist doch keine darin, welche ihn befleckt. Nie, auch nicht in der schlimmsten Stunde seines Lebens, hat er die innere sittliche Würde verloren!" Ein ähnliches Zeugniß gab Clemens Bren-

tano unserem Freunde, über dessen Jugendstreiche er oft mit der ihm eigenthümlich-phantastischen Anschauungsweise gesprochen. „Ein Mensch, wie Melchior“ — meinte er — „müsse für den Teufel ganz unbeschreiblich anziehend sein. Auch habe dieser Alles aufgeboten, ein so edles, Gott wohlgelungenes Menschenbild zu verderben: seiner Eitelkeit habe er zu schmeicheln, seine Leidenschaften zu stacheln gesucht; in die Wechselfälle des Kriegslebens habe er ihn geführt; das Blutvergießen ihm zur Pflicht gemacht; unter rohe Kameraden, in wilde Trinkgelage habe er ihn zu bringen, verführerische Frauen ihm in den Weg zu stellen gewußt. Dennoch sei es ihm, auf ein Haar hin vielleicht nur, nie gelungen, ihn auch nur bei einem Haare zu fassen. Gleich Dürer's Ritter ist er unerschrocken, unberührt zwischen Tod und Teufel durch den Wald gegangen.“

Sailer starb, wie er gelebt, im Gefühle der Gegenwart Gottes am 20. Mai des Jahres 1832, umgeben von liebenden Verwandten und Freunden. Aus den Händen des ehrwürdigen Weihbischofs Wittmann hatte er wenige Tage zuvor im Beisein der Domgeistlichkeit nochmals die heiligen Sakramente der Sterbenden mit inniger Andacht empfangen und dann

mit rührenden Worten die Sorge für sein Bisthum in Wittmann's treue Hände niedergelegt, der auch vom König Ludwig bald darauf an Sailer's Grabe zu dessen Nachfolger ernannt wurde [7]).

Der Verlust des geliebten Vaters in Christo wurde von Diepenbrock mit der ganzen Tiefe seines reichen Gefühl- und Schmerzvermögens empfunden, und nichts vermochte die in seinem Herzen dadurch entstandene Lücke auszufüllen, als die Nähe seines leiblichen Vaters und seiner ihm so theuern Schwester Apolonia, welche beide nach Sailer's Tode ihren bleibenden Aufenthalt bei ihm nahmen und so dem Vereinsamten den Genuß eines stillen kleinen Familienlebens bereiteten.

An Brentano schrieb Diepenbrock am 21. Mai: „Liebster Clemens! Wovor ich seit Jahren täglich zitterte, das ist nun geschehen. Der geliebteste, der liebenswürdigste Vater Sailer ist heimgegangen. Gestern, Sonntag Morgens, 5 Uhr, als man eben das Angelus läutete, fing für ihn der ewige Sabbath an. Er hatte mehrere Tage zuvor einen neuen Rückfall erlitten, der sich in der Nacht von Mittwoch auf den Donnerstag schlagartig wiederholte. Aber er war voll Besinnung, kannte uns Alle, lächelte Jeden mit un=

aussprechlicher Liebe an. Am Samstag Morgen empfing er aus Wittmann's Händen die heiligen Sterbesakramente. Reden konnte er nicht mehr, weil die Zunge und die ganze rechte Seite gelähmt war. Als aber Wittmann scheidend ihm dankte für alles Gute, das er dem Bisthum und ihm und uns Allen erwiesen, führte er mit unaussprechlichem Liebesausdruck die halbgelähmte liebe Hand an den Mund und dann gegen ihn hin, als wollte er ihm den letzten Friedenskuß bieten. Bis Samstag Nachmittag 3 Uhr kannte er noch alle Leute, lächelte jeden freundlich an und stammelte dann und wann eine Sylbe, wie einen Ton der Liebe. Von 3 Uhr ab fiel er in Schlummer und dies dauerte bis zum Tode. Der Athem wurde kürzer, der Puls schwächer und so schlief er endlich ein — sanft und still, wie er gelebt. Ach, Clemens! ich kann nicht schreiben; wenn ich denke, daß der Liebenswürdigste nicht mehr ist, bricht mir Auge und Herz. Seine Leiche ist die schönste, die ich je gesehen. Etwas eingefallen um den Mund, aber der liebliche Todesernst des Christen ruht in allen Zügen. Ich kann's immer noch nicht glauben. Bin wie betäubt. Und statt still meinem Schmerze leben zu können, die hundertfältigen Andränge und Besorgungen. Adieu.

Möge Sailer's Liebe unter uns bleiben, die wir ihn geliebt haben. Ach, wie wird er im Himmel für uns beten. Nochmals Adieu. — Dein tiefbetrübter Melchior."

Bischof Wittmann, der ernannte Nachfolger Sailer's, sollte seine Präkonisation nicht erleben, wie er es denn auch vorhergesagt: „Gott werde ihn vor der schweren Pflicht bewahren, die der bischöfliche Stuhl des heiligen Wolfgang auflegt." Er folgte nach neun Monaten seinem Freunde in die Gruft, bevor seine Ernennung in Rom bestätigt wurde, was durch einen zufälligen Formfehler war verzögert worden: „damit" — sagt Diepenbrock — „Wort und Gebet des demüthigen Mannes in Erfüllung ginge." Die Trauerrede, die er auf den Dahingeschiedenen am 2. April 1833 im Dome zu Regensburg gehalten, gehört wohl unter die besten Trauerreden, die je gehalten worden sind. Wie einfach und klar und doch wie treu und lebenswarm ist das Bild, das er uns malt. Wer Wittmann nie gesehen, ihm nie begegnet, der kennt ihn jetzt nach allen seinen Zügen. Und wie treffend und schön ist im Rückblick auf Sailer die Schilderung der beiden Sterne, die damals zusammen am deutschen Kirchenhimmel leuchteten. „Sie hatten sich", sagt der

Redner, „schon lange zuvor gekannt und als Freunde geliebt; denn wie sehr sie auch durch angeborene Eigenthümlichkeit, durch frühere Lebenswege und Schicksale, durch Beruf und Stellung verschieden waren; es war dennoch ein Streben, ein Ziel, ein Glaube, eine Liebe, die sie vereinigte, die sie einander innerlich nahe brachte, noch ehe sie äußerlich sich nahe geworden. Der Eine von je mehr auf den offenen Schauplatz der Welt gestellt, in's Weite zu wirken, der Andere durch seine Stellung auf einen engeren Kreis zu mehr intensiver Wirksamkeit angewiesen, arbeiteten sie Beide für das Reich Gottes, kämpften Beide gegen Unglauben, Weltsinn und Finsterniß; der Eine ein Johannes, der Jünger der Liebe mit dem zahmen Vöglein im Schooße, der Andere ein Jakobus, der Gerechte, mit den Kameelschwielen an den Knieen vom unaufhörlichen Beten im Tempel; denn das Christenthum vernichtet nicht die geistige Eigenthümlichkeit eines Menschen, so wenig als seine Gesichtszüge, sondern es verklärt und heiliget sie."

Als Wittmann auf dem Sterbebette lag, oder richtiger, als er sterbend unter dem Kreuze auf harter, kalter Diele lag, ließ er Schenk, der damals Regierungspräsident in Regensburg war, zu sich rufen,

um ihm eine letzte dringende Bitte an den König aufzutragen, die Bitte, Diepenbrock für den bischöflichen Stuhl von Regensburg zu bestimmen. Schenk fühlte sich diesem Auftrage gegenüber etwas verlegen. Wie sehr er auch Diepenbrock's hohe Begabung zu schätzen wußte, hielt er den vier und dreißigjährigen heißblütigen Mann doch noch nicht reif für die bischöfliche Würde; ihm war er ein zwar köstlicher, aber noch nicht ausgegohrener Wein, und er versuchte es auch, so gut der Ernst der Stunde es zuließ, seine Ansicht geltend zu machen. Wittmann wies aber jede Einwendung zurück. „Er ist ein Mensch" — sagte er — „und hat als solcher seine Fehler, aber er besitzt alle Eigenschaften, um die ein Bischof Gott zu bitten hat. Ich sehe schlimme Zeiten kommen; von allen Seiten ziehen Gewitter heran, welche sich zunächst über die Kirche entladen werden. Der Irrglaube steht mit dem Unglauben uns gerüstet gegenüber. Da thut es Noth, daß auf dem Schiffe Petri tüchtige Männer am Ruder sind, Männer, welche mit Milde und Frömmigkeit auch Muth und bischöfliche Standhaftigkeit verbinden; die das heilige Panier hochzutragen, für dasselbe zu kämpfen, zu leiden und, gefällt es Gott, zu sterben wissen. Um einen solchen

Mann will ich mit meinem letzten Athemzuge Gott und den König für die Diöcese Regensburg bitten."

In der Nacht, welche auf diese Unterredung folgte, starb Wittmann, und am frühen Morgen des kommenden Tages erschien ein Priester vor dem Präsidenten, um diesen, von dem Sterbenden noch entsendet, an die letzte Bitte des nunmehr Entschlafenen und das Versprechen zu erinnern, diese Bitte höchsten Ortes zu vertreten. Es ist nicht zu zweifeln, daß dies geschehen ist, und daß Präsident Schenk einen unter solchen Umständen ihm gewordenen Auftrag gewissenhaft zu erfüllen sich bestrebte. Es ist aber eben so wenig zu zweifeln, daß er auch seine Bedenken in dieser Sache dem königlichen Herrn nicht wird verschwiegen haben, Bedenken, welche zunächst in der Ueberzeugung lagen, daß Diepenbrock in jenen Tagen durch nichts hätte vermocht werden können, den bischöflichen Stuhl zu besteigen, ja daß er eher den Wander- als den Hirtenstab ergriffen hätte. Auch schrieb Diepenbrock, von Wittmann's Absichten unterrichtet und durch den Gedanken an deren mögliche Folgen erschreckt, damals selbst an König Ludwig. Er trat vor ihn, als Sailer's Schreiber, um für Regensburg einen Bischof nach Sailer's Wahl und Herzen zu erbitten. Er

nannte in diesem Sinne Schwäbel, der, in der Diöcese geboren, in ihr und mit ihr durch ein jahrelanges segensreiches Wirken in der Seelsorge bekannt; der ein hervorragendes Mitglied des Münchner Domkapitels, mit den wichtigsten Zweigen des Consistorial-Geschäfts betraut und vertraut; der endlich klug und mild, ein frommer, würdiger Priester und ein liebevoller Mensch, von ihm als der Mann bezeichnet wurde, welchen Sailer, dessen Schüler er war, sich zum Nachfolger wählen würde, könnte seine Stimme hierüber eingeholt und vernommen werden. Man konnte einen solchen Schritt in mehrfacher Beziehung bedenklich finden, allein das Bedenklichste für Diepenbrock war die Gefahr, in welche er sich durch Bischof Wittmann's letzte Schritte versetzt sah; auch hatte die Weise, in welcher diese von dem dahingeschiedenen Sailer ausgehende Bischofswahl Sailer's edlem königlichen Freunde an's Herz gelegt wurde, etwas so Rührendes und war der Ton des ganzen Schreibens ein so bescheidener und ehrfurchtsvoller, daß jedes Bedenken überwunden wurde. Diepenbrock schloß diesen Brief mit der Versicherung, daß der Schreiber desselben nie für sich selbst eine Bitte wagen, nie eine höhere Stellung erstreben, und auf einen Wink seines

Königs jeden Augenblick bereit sein würde, die gegenwärtig von ihm bekleidete einem Würdigeren zu überlassen.

Bei Schwäbel's Ernennung zum Bischof von Regensburg, welche drei Tage nach Wittmann's Tode erfolgte, ließ König Ludwig Diepenbrock in den huldvollsten Ausdrücken für seine Mittheilungen danken, Mittheilungen, durch welche die königliche Wahl, die sich schon früher auf Sailer's ältesten Schüler lenkte, nicht bestimmt, wohl aber bestätiget und beschleunigt wurde. Schwäbel war eine frische, treue, altbayerische Natur, welche sehr wohlthätig auf Diepenbrock wirkte. Bei der ganzen vollen Liebe, der ganzen zärtlichen Schwäche des Vaterherzens, welche er gleich Sailer für ihn hatte, war sein Verhältniß zu ihm ein durchaus brüderliches. Er theilte Alles mit Diepenbrock: Freuden und Leiden, Mühen und Sorgen, Hoffnungen und Wünsche. Er hatte kein Geheimniß für ihn, und wenn er manchmal eine Klage hatte, so war es die, daß Diepenbrock sich ihm nicht nahe genug stellen, daß er, Eifersucht zu vermeiden, sich zu viel unterordnen, daß er den Einfluß nicht ausüben wollte, welchen ihm einzuräumen Schwäbel stets und in allen Dingen bereit war.

Der Tod des Dompropstes, an dessen Stelle der damalige Domdechant Urban, ein treuer Freund Diepenbrock's und nachmals Erzbischof von Bamberg, trat, gab dem Bischof Veranlassung, unseren Freund für die erledigte Dignitairsstelle vorzuschlagen; ein Vorschlag, dem nichts im Wege stand, als eben wieder Diepenbrock selbst, der sich älteren und, wie er sagte, würdigeren Collegen nicht vorgesetzt wissen wollte. Es waren die alten Wehen der Domherrnfrage, welche auch der Geburt des Domdechanten vorausgingen. Alle jene kleinen und freundschaftlichen Kämpfe und Ueberredungskünste, jene klug angelegten Schlachtpläne und gut gemeinten Intriguen kehrten wieder, und so hoffte Schwäbel zuversichtlich, daß auch der alte Sieg wiederkehren werde. Die Vorbedingnisse dieses Sieges ließen auch nicht auf sich warten. Diepenbrock's Ernennung zum Domdechanten erfolgte, wurde aber von dem Ernannten in aller Form und so entschieden zurückgewiesen, daß der Bischof die Sache verloren gab und vor Verdruß erkrankte, als König Ludwig vermittelnd einschritt und durch ein eigenhändiges, an den Domdechanten Diepenbrock adressirtes, eben so wohlwollendes, als königlich ernstes Schreiben jeden weiteren Widerstand unmöglich machte.

Mit welcher Gewandtheit, Umsicht und Treue Diepenbrock an der Seite eines Bischofs, der ihn ehrte, und inmitten eines Domkapitels, das ihn liebte, gewirkt hat, und mit welcher Entschiedenheit er für die unveräußerlichen Rechte der Kirche eingetreten, wo es Noth war, ist bekannt, und selbst seine damaligen Gegner werden ihm das anerkennende Zeugniß nicht versagen können. Besonders groß war das Ansehen, welches er in der Diöcese genoß, und das keinesweges allein oder auch nur vorzugsweise in der Stellung seinen Grund hatte, die er einnahm, sondern durch seine Persönlichkeit erzeugt wurde. Es drängt uns, hier eines Vorfalls zu erwähnen, der einen klaren Beweis dafür giebt und nachmals oft zu Scherzen Veranlassung werden mußte. Als Diepenbrock noch Secretair war, besuchte ihn zuweilen ein Landpfarrer, der, früher schwäbischer Bauer, erst als er das väterliche Gut übernehmen und eine Braut heimführen sollte, sich seines priesterlichen Berufes bewußt wurde, den er durch seltene Beharrlichkeit und unsägliche Anstrengung noch im Mannesalter erreichte, und dessen Pflichten er in achtbarer Weise erfüllte. Dieser Pfarrer war ein wunderlicher, derber Mann, zu dessen Eigenthümlichkeiten es auch gehörte, daß er nichts

that ohne Diepenbrock, und alle seine kleinen Angelegenheiten einige Stunden Weges zu ihm trug, der mit ihm mehr Geduld hatte, als mit manchem Höheren, ihn stets freundlich empfing, ihm überall zu rathen und zu helfen suchte, und, war er guter Laune, ihn auch manchmal ein wenig zu necken liebte; wobei dem guten Pfarrer immer das Herz im Leibe zu lachen schien. Einmal aber ging die Sache schief. Herr Sch.... hatte etwas Unpassendes gethan, worüber ihm Diepenbrock einige ernste Worte sagen zu müssen glaubte, Worte, welche einen so unerwarteten, ja unbegreiflichen Eindruck auf den armen Pfarrer machten, daß der derbe, baumstarke Mann aus Schreck darüber ohnmächtig wurde und zu Boden gestürzt wäre, hätte ihn Diepenbrock nicht rechtzeitig aufgefangen. Als dieser sonderbare Vorfall später einmal in Gegenwart desselben Pfarrers besprochen wurde, sagte Diepenbrock, noch immer reumüthig und betrübt darüber: „Aber sagen Sie mir nur, lieber Sch...., habe ich Sie denn wirklich hart angelassen? ich glaube Ihnen kein rauhes Wort gesagt zu haben!" „„Nein,"" erwiederte der gutmüthige Mann, „„nein, das haben Sie auch wirklich nicht. Kein unebenes Wörtchen haben Sie mir gesagt, aber gar wundersam ernsthaft

haben Sie mich angeschaut, und da bin ich so erschrocken, daß es mir schwarz vor den Augen wurde." Auch ein vieljähriger treuer Freund und College Diepenbrock's, ein Domkapitular, pflegte zu sagen: daß er Niemand auf Erden jemals gefürchtet habe als den Domdechanten, von dem ein scharf betontes Wort, ein strenger Blick ihn so niederwerfen konnte, daß er sich nicht eines Lautes dagegen mächtig fühlte. „Sein Wort und Blick haben eine Macht" — sprach er — „welcher man nicht widerstehen kann, er ist ein geborener Imperator." Sailer pflegte bei solchen Aeußerungen dann auch wohl über die eigenthümliche merkwürdige Magie in Diepenbrock's Wesen, über das Bewältigende seines Ernstes und über das Bestechende seiner Freundlichkeit zu sprechen. „Gott hat ihm Gewalt über das Menschenherz gegeben" — sagte er — „eine Gewalt, die er selbst nicht kennt und daher viel zu wenig und nie mit Absicht gebraucht. Möchte er sie einst kennen und gebrauchen lernen! Er würde Großes erzielen, würde Erfolge haben, wie sie nur Wenigen beschieden sind." Auch in seiner nachmaligen Stellung, wenn Diepenbrock mit hohen, ja den höchsten Personen zusammenkam, war die Macht seiner Persönlichkeit sichtbar. Und

wenn seine weise Bescheidenheit auch bei dem wohlwollendsten Entgegenkommen, die Grenzen des Rangverhältnisses nicht einen Augenblick vergaß, erschien er doch nie wie ein Untergeordneter und Zweiter in der Gesellschaft.

VIII.

Die Zeit seines Waltens und Wirkens als Domdechant unter Schwäbel's bischöflichem Regimente war wohl die harmloseste, jedenfalls die ruhigste seines Lebens. Das Zusammensein mit seinem theuren Vater und seiner geliebten Schwester, die edle Gastfreundschaft, die zu üben er in der Lage war, das schöne Verhältniß zu seinem Bischof, ein Kreis edler Freunde, die sich damals in Regensburg glücklich zusammengefunden hatten, Alles schien sich vereinen zu wollen, jenen Tagen eine friedliche und freundliche Färbung zu geben. Aber solche Zeiten im Erdenleben währen nicht lange und sollen es auch nicht. Pflegte ja Diepenbrock selbst zu sagen: „Satan würde uns gern und immer von aller Trübsal fern halten, wenn er es könnte, denn auf solchem Wege fehlte uns nicht nur das beste Bußmittel, sondern auch die sicherste Schutzwehr gegen das Böse: da kommt aber der

liebe Gott in seiner Barmherzigkeit immer zur rechten Zeit und sendet den Schmerz, damit wir nie vergessen, daß der Weg nach dem Himmelfahrtsberge ein Kreuzweg ist.“ Und so ließ es der Herr auch in jener Zeit nicht an der Heimsuchung fehlen, ja er sendete in den stillen Familienkreis einen recht bitteren Schmerz durch den Verlust des geliebten Vaters, der im August des Jahres 1837 den Tod des Gerechten starb. Als der liebenswürdige Greis die um sein Bett knieenden Kinder segnete, sagte er bedeutungsvoll: „Melchior, widerstrebe den Führungen Gottes nicht!“ Ein Wort, dessen eigentlichen Sinn dieser gar bald verstehen lernen sollte.

Es war nämlich wenige Jahre darauf, als der bischöfliche Stuhl zu Breslau erlediget wurde und das Domkapitel zur Wahl eines Bischofs schreiten mußte. Eine solche Wahl, immer wichtig, weil von ihr das Wohl und Wehe der Diöcese abhängt, war es damals nach allen obwaltenden Umständen ganz besonders. Das Breslauer Bisthum ist das größte in Europa und nach seinen eigenthümlichen Verhältnissen für die Verwaltung auch das schwierigste. Es erstreckt sich von der Ostsee bis an die Karpathen, die es von Ungarn trennen, und wird in seinem Umfange von zehn

Bisthümern begrenzt. In zwei Monarchien dehnen seine Ländertheile sich aus, und in acht verschiedenen Regierungsbezirken hat der Bischof mit den weltlichen Behörden die einschlagenden Geschäfte zu verhandeln. Ein und eine halbe Million Gläubige, die theils deutsch, theils polnisch, an einigen Orten auch mährisch und wendisch sprechen, wohnen bald dichter, bald zerstreuter unter einer bei Weitem größeren Zahl Protestanten. Große, schöne Kirchen erheben sich auf diesem weiten Ackerlande Gottes, aber auch armselige hölzerne Kapellen müssen oft die Stelle derselben vertreten, die kaum den kleinsten Theil der armen polnischen Bevölkerung fassen, während die große Menge an Sonn- und Festtagen auf den Kirchhöfen versammelt kniet und dort ihre Gebete und Gesänge zum Himmel sendet. Und welche Sorge für des Bischofs Herz sind die armen verlassenen Gemeinden in den nordischen Missionskreisen, die ohne Seelsorger, ohne Kirche, ohne Schule dahin leben, die er nicht kennt, von denen er nichts weiß, die sich aber sammeln wie zerstreute Schafe um den Hirten, sobald ein Priester ihre Gegenden besucht. Ach und werfen wir einen Blick auf die Geschichte dieser Diöcese auch nur in der neueren Zeit, auf die Schicksale, die sie erfahren, auf die Verluste,

die sie erlitten, auf die Gefahren und Kämpfe, die sie bestanden hat: wen mag es wundern, wenn hier viel aufzuräumen, herzurichten und zu bauen war?

Es dürfte hier am Orte sein, einem Vorurtheile zu begegnen, das durch lange Zeit gegen die Breslauer Diöcese bestand und das zu unterhalten man von manchen Seiten auch jetzt noch bemüht ist, dem Vorurtheile nämlich, daß ihr Clerus mehr als anderwärts einer unheiligen Neuerungssucht verfallen und das Volk von der Krankheit der Zeit, dem kalten Brande des Indifferentismus, durchdrungen sei. Auch soll nicht geleugnet werden, daß sich Erscheinungen kundgegeben, die diese Meinung zu rechtfertigen schienen, denn wo giebt es nicht Priester, die durch einen schweren Irrthum in das Sanctuarium der Kirche gekommen sind und statt Gottes Sache die ihrige suchen, und wo giebt es nicht Christen, die, ihre Auserwählung vergessend, der Welt zu Gefallen, der Kirche aber zum Aergernisse leben? Wäre das in Schlesien mehr als in anderen deutschen Provinzen der Fall gewesen, so würde immer noch zur Entschuldigung dienen, daß diese Diöcese mehr oder doch früher als andere in Deutschland den auf religiösem Gebiete stattgefundenen Verheerungen dieses und des vergangenen Jahrhun-

derts ausgesetzt war. Ernste Männer aber, die lange unter uns lebten, und insbesondere die Missionäre, welche durch eine Reihe von Jahren die Breslauer Diöcese durchzogen und ihre Priester und ihr Volk kennen gelernt, haben ihr ein anderes und besseres Zeugniß und vor manchen Diöcesen den Vorzug gegeben, deren Wortführer sich so gern über Zustände und Personen zu Gericht setzen, die sie nicht kennen. Es liegt ein tiefer, unzerstörbarer Kern katholischer Glaubenskraft in dem schlesischen Clerus und Volke. Die Schaale kann bisweilen hart und unbeweglich erscheinen, aber es bedarf oft nur eines gelinden Anstoßes, um sie zu lösen und den lebensfrischen Keim zu schöner Blüthe und Frucht treiben zu sehen. Wer es erfahren hat, welchen Anklang und Wiederhall der Weckeruf vom Rheine im Jahre 1837 in den Herzen der katholischen Schlesier fand, welche Regsamkeit er besonders unter dem Clerus hervorrief, welche Bedürfnisse erwachten, welche Fragen laut wurden, der weiß auch, wie damals und eben damals der Zeitpunkt gekommen war, daß ein Oberhirt an die Spitze trete, der es verstand, die vielen guten Elemente zu erkennen, zu sammeln, zu ordnen, zu schützen, das Erdreich zu bepflanzen und zu pflegen, mit Einem Worte: die

Mauern Jerusalems nach Innen auszubessern und herzustellen, nach Außen zu befestigen und zu bewachen.

Den rechten Mann zu finden, war um so schwerer, als nicht nur die Ansichten der Wählenden sehr getheilt und beeinflußt, sondern auch diejenigen in Kapitel und Clerus, denen das allgemeine Vertrauen sich zuwendete, unter den damaligen Umständen nicht wählbar erschienen. Es mußten sich also die Blicke derer, denen es mit der großen und heiligen Sache, um die es sich handelte, Ernst war, nach Außen wenden, und ich selbst war es, der Melchior Diepenbrock, der damals in Schlesien fast unbekannt war, auf die Wahlliste brachte. Auch ich kannte ihn nur aus seinem literarischen Wirken, und wenn sein geistlicher Blumenstrauß und die Herausgabe des Lebens und der Schriften Suso's mich noch nicht auf ihn hinführten, so that dies um so mehr die kleine Sammlung seiner Predigten, die eben damals die Presse verlassen hatte. Aus diesen Predigten leuchtete ein Geist und ein Herz, eine Kraft und eine Entschiedenheit hervor, wie wir ihrer bedurften, und meine Freunde unter den Wählern theilten diese Ansicht so sehr, daß in der That eine Aussicht für die Erfüllung unserer Wünsche sich aufthat. Ich hielt es nun für Pflicht, Diepenbrock

mit dem, was ihm möglicher Weise bevorstand, bekannt zu machen, um etwaige Besorgnisse im Voraus zu bewältigen. Die Antwort, die ich erhielt, war sehr niederschlagend und der Art, daß wir bei weniger Beharrlichkeit die Hoffnung auf ihn für immer hätten aufgeben müssen. Er schloß die Gründe, die er für seine entschiedene Abweisung anführte, mit dem Ausrufe: „Und der Fürst, der Fürst! wie in aller Welt soll ich mich in diese Stellung finden?!“ Im Uebrigen konnten meine Freunde und ich in Allem, was Diepenbrock sagte, nur eine Rechtfertigung unserer Wahl erkennen, und meine vertrauliche Correspondenz mit ihm würde sich noch lange fortgesponnen haben, wenn die Antwort, die wir auf unsere Vorschläge von Berlin erhielten, unsere gerechten Hoffnungen nicht so tief herabgestimmt hätte. Die Bischofswahl geschah am 27. August desselben Jahres 1841. Sie begann um 10 Uhr Vormittags, und nach drei bangen Stunden wurde der harrenden Menge der Name: Joseph Knauer, von der Kanzel verkündet. Der Erwählte war bisher Großdechant der Grafschaft Glatz, ein ehrwürdiger Greis von beispielwürdigem Wandel, einfacher schlichter Sitte, und achtunggebietendem Wesen. Er kannte die Last nicht, die er in

seinem sieben und siebenzigsten Jahre auf sich zu nehmen den Muth hatte. Von denen, die dieser Wahl sich mit aufrichtigem Herzen freueten, war Diepenbrock nicht der Letzte. Er schrieb mir in einem Briefe vom 13. September: „Gott sei gepriesen, der den Blitz, von dem ich jede Stunde getroffen zu werden fürchtete, gnädig abgeleitet, und Gnade und Kraft dem Manne, der den schweren Hirtenstab in seine Hand genommen. Allerdings hat mir die Angelegenheit bis zu ihrer definitiven Entscheidung manche bange, schwere Stunde gemacht, indeß auch dafür muß ich danken, denn ich ward dadurch genöthigt, einen mehr als gewöhnlich scharf prüfenden Blick in mich selbst zu werfen."

So war er aus einer Noth befreit, aber schon wartete seiner eine andere und schwere Heimsuchung. Sein treuer, brüderlicher Freund und Bischof Schwäbel starb in demselben Jahre, und der Tod desselben war von Umständen begleitet, die zwar nur zart zu berühren, aber schwer zu umgehen sind, da sie auf Diepenbrock's Leben nicht ohne tiefen Einfluß blieben. Die Nachwirkungen der Kölner Wirren dauerten damals noch fort und äußerten sich auch in Bayern in einer heftigen confessionellen Polemik, welcher entgegenzutreten, und, so

viel an ihm lag, nach allen Seiten hin zur Liebe zu ermahnen, Schwäbel für seine Hirtenpflicht hielt. Ein Brief, den er in diesem Bestreben an einen talent- und eifervollen jungen Geistlichen geschrieben, wurde ohne des Bischofs Willen und Wissen, ja zu seinem größten Kummer auf unbegreifliche Weise veröffentlicht, und diese Veröffentlichung zog dem kranken Oberhirten so schwere Verkennungen und Kränkungen zu, daß dadurch seine letzten Tage auf das Bitterste getrübt, seine vielen und großen Leiden vermehrt wurden. Diepenbrock kannte die wohlmeinenden Absichten seines bischöflichen Freundes, er sah die bitteren Verkennungen, die sie erfuhren, er durchlitt mit dem Schwergeprüften alle Kränkungen, welche nun hereinbrachen, was lag näher, als daß er in der Trauerrede auf den Dahingeschiedenen diesen Vorgang in einer Weise erwähnte, welche seine tiefe innere Entrüstung verrieth. Die Kanzel aber duldet dergleichen persönliche Beziehungen nicht, und des Redners geharnischte Worte hatten nun die Folge, geharnischte Gegner und eine Zeit vielfacher und ernster Prüfungen hervorzurufen; Prüfungen, die, wie man jenen Vorgang immer beurtheilen mag, Diepenbrock's Herz nicht verschuldet hatte. Denn konnte er auch zürnen, und heftig

zürnen, und zürnte er in jenen Tagen wirklich heftig, so vermochte er nicht zu grollen. Nicht nur als Christ hat er empfangene Kränkungen leicht und gern verziehen, er hat sie auch als Mensch vergessen, und hat er ihrer später je gedacht, geschah es nur, wenn es ihm vergönnt war, Böses mit Guten zu vergelten. Es gehört hierher, und eben hierher, auf eine Tugend Diepenbrock's hinzuweisen, die aus dem reichen Kranze seiner Vorzüge besonders hell und schön hervortritt, auf seine Großmuth. Gott hat ihm, sie zu üben, nicht nur in jener Zeit, von der wir sprechen, sondern auch nachmals oft Gelegenheit gegeben, und immer hat er sie mit Freude, ja mit Dankbarkeit gegen jene ergriffen, die an die Versöhnlichkeit seines Herzens glaubten und auf den Edelmuth seiner Gesinnung, wenn auch noch so kühn, baueten. Er war wohlwollend gegen alle Menschen, aufopfernd für seine Freunde, am sichersten aber war seine Hilfe denen, die als ehemalige Gegner seine Hochherzigkeit herausforderten.

Diepenbrock's Lage nach Schwäbel's Tode war eine trübe, fast peinliche, und auch die Ankunft des neuen Bischofs änderte sie nicht. Valentin Riedel, der am 17. April 1842 seinen Einzug im Dome zu Regens-

burg hielt, war ein Mann von großer Demuth und Frömmigkeit, den der Eifer für das Reich Gottes verzehrte. Aber abgesehen davon, daß er und Diepenbrock einander bis dahin fremd gestanden, so waren beide Persönlichkeiten ihrem ganzen Wesen nach zu verschieden, als daß sie selbst unter günstigeren Verhältnissen, wie die damals obwaltenden, sich hätten nahe treten können. Bischof Valentin zeigte dem Domdechanten sein Vertrauen dadurch, daß er ihm das wichtige Amt des General-Vikars übertrug, und dieser entgegnete ein solches Vertrauen durch willige Uebernahme und Erfüllung der ernsten verantwortungsvollen Pflichten, die ihm daraus erwuchsen, aber schon nach zwei Jahren löste sich auch dieses Verhältniß, und Diepenbrock, außer aller Geschäftsthätigkeit, mißmuthig und vereinsamt, zog sich nun in seine engere Welt zurück, nachdem die äußere um ihn eine andere geworden, zumal auch seine früheren Collegen und Freunde theils gestorben, theils, wie Bonifaz Urban, in einen anderen Wirkungskreis versetzt waren. Wer gewöhnt ist, alles, was geschieht, aus einem höheren Gesichtspunkte zu erkennen, der wird auch in dieser allmählichen Lösung früherer liebgewordener Verhältnisse die stille ungeahnte Vorbereitung für die

große Mission erkennen, deren Ruf bald und mit unabweisbarer Entschiedenheit an Diepenbrock herantreten sollte. Die kurze Zeit der Ruhe und Abgeschlossenheit, die ihm vergönnt war, ließ ihn noch einmal seinen Lieblingsarbeiten und Studien sich hingeben, und wir danken ihr die Uebersetzung des flämischen Stilllebens von Heinrich Conscience, die eine so günstige Aufnahme und allgemeine Verbreitung fand.

IX.

In Schlesien hatte inzwischen am 23. April 1843 die Consecration des Fürstbischofs Knauer stattgefunden, nachdem sich seine Bestätigung in Rom weit über ein Jahr hinaus verzögert. Der ehrwürdige Greis, der bei seinem nüchternen regelmäßigen Leben und einer bisher ungestörten Gesundheit in seinen früheren Verhältnissen vielleicht ein hohes Alter erreicht hätte, erlag der ungewohnten Last, die er auf sich genommen, nach dreizehn Monaten, und der müde Leib wurde am 20. Mai in der Kathedrale beigesetzt. Die Verhältnisse, unter denen die neue Wahl eingeleitet wurde, waren ungleich günstiger, als die früheren. Einem Monarchen, wie Friedrich Wilhelm dem Vierten, der schon bei seiner Thronbesteigung für seine katholischen Unterthanen ein wohlwollendes väterliches Herz gezeigt und durch eine Reihe von Zugeständnissen der Kirche seine Gerechtigkeitsliebe offen=

bart hatte, einem solchen Monarchen konnte nicht verborgen bleiben, was der Breslauer Diöcese Noth that und ihr nicht mehr vorenthalten werden durfte; und auch das konnte ihm nicht verborgen sein, daß Treue gegen die Kirche die sicherste Bürgschaft der Treue gegen den Staat ist, und daß feste haltbare Pfeiler der Ersteren auch die verläßlichsten Stützen für das Vaterland sind. Manche störende Einflüsse, die bei früheren Wahlen zwischen dem Könige und dem Wahlkörper sich geltend gemacht, waren zurückgetreten, die Bitte des Domkapitels um einen katholischen Commissarius war in der Person des damaligen Geheimen Ministerialrathes v. Düesberg gewährt, auch über Diepenbrock günstige Notizen gesammelt und in der Weise, die das mit Preußen abgeschlossene Concordat bestimmt, eine wirkliche Wahlfreiheit gestattet worden. Es war am 15. Januar 1845, früh um 9 Uhr, als sich der lange Zug der Domgeistlichkeit unter dem Geläute aller Glocken von dem Kapitelhause nach der Kathedrale bewegte. Nach der heiligen Geistmesse verließen Clerus und Volk die Kirche, in welcher nur die Wähler allein zurück blieben, während die dichtgedrängten Schaaren vor den verschlossenen Pforten des Domes auf das Ergebniß der Wahl harrten.

Wohl nie waren Augen und Herzen der Gläubigen, nicht nur in Schlesien, sondern in ganz Deutschland, mit größerer Erwartung der alten Kathedrale zugewendet, als damals; wohl nie sind bei ähnlicher Veranlassung so viele Seufzer und Gebete zum Himmel gesendet worden, als in jenen verhängnißvollen Stunden; selbst die stille Haltung der Menge auf dem Platze um die Kirche zeigte die feierliche Spannung. Da verkündete um die Mittagsstunde die große Domglocke den ängstlich Harrenden, daß die Wahl geschehen sei, es eröffneten sich die Pforten der Kathedrale, es füllten sich in kurzer Zeit ihre Hallen, und nachdem der Commissarius die königliche Bestätigung ausgesprochen hatte, vermeldete der apostolische Notar und Domherr Dr. Herber erst in lateinischer Sprache dem im Presbyterium versammelten Clerus und dann in deutscher Sprache von der Kanzel dem gesammten Volke die frohe Botschaft: „Sehet, ich verkünde Euch große Freude, denn heute ist der verwaisten Heerde ein Oberhirt gegeben in dem hochwürdigen Domdechanten von Regensburg, Melchior v. Diepenbrock!" Und Melchior v. Diepenbrock — tönte es von allen Lippen durch die Kirche, durch die Stadt, durch die Diöcese, durch Deutschland. Noch am selben Tage

fertigte das Domkapitel die nothwendigen Schriftstücke und Ansuchen nach Rom und ein warmes Dankschreiben an Se. Majestät den König aus. Am folgenden Tage aber wurde beschlossen, die beiden Senioren des Capitels, den Domherrn Dr. Ritter und den Domherrn Elsler, nach Regensburg zu senden, dem Erwählten die Botschaft zu überbringen und um seine Zustimmung zu bitten.

Nach den Erfahrungen, die ich bei meiner ersten Correspondenz mit Diepenbrock in dieser Wahlangelegenheit gemacht, hatte ich es weislich unterlassen, ihn durch eine verfrühete Mittheilung von Dem, was ihm möglicherweise bevorstand, zu Gegenmaßregeln zu veranlassen; nun aber hielten ich und meine Freunde es an der Zeit, nach Kräften dahin zu wirken, daß unsere Freude nicht in Trauer verwandelt würde. Die Correspondenz, welche nun entstand, gewährt einen Blick, wie in die damalige Situation überhaupt, so in Diepenbrock's Stimmung und in den Kampf, den er zu bestehen hatte, ehe er in seiner Erwählung den höheren Ruf erkannte, welchem er folgen müsse. Es dürfte daher am Orte sein, mindestens die ersten Briefe ihrem Hauptinhalte nach wörtlich mitzutheilen. Ich schrieb am zwanzigsten Januar:

Hochwürdiger Herr Domdechant!

Werde ich Ihnen anmaßend erscheinen, weil ich mich vermesse, durch diese Zeilen auf Ihren Entschluß in einer hochwichtigen Sache Einfluß zu gewinnen? Oder werden Sie mich für andringlich halten, weil Ihnen dieser Brief eben jetzt meinen Namen in Erinnerung bringt? Das Erste werde ich gern tragen, wenn um diesen Preis der guten Sache Vorschub geleistet würde; das Andere aber wird sich sobald widerlegen, als ich das Glück habe, von Ew. Hochwürden genauer erkannt zu werden. Ich bin wohl ein recht armer und unwürdiger Diener vor dem Herrn, daß ich aber das Meine suche, werden mir selbst meine Gegner nicht nachsagen. Es ist das Heil der Diöcese, welches mich zu diesem Schritte drängt, wie es mich früher zu einem ähnlichen gedrängt hat, und am Ende könnte es sogar befremden, wenn ein Mann, der vor drei Jahren, bei wenig Aussicht auf die Erfüllung seiner Wünsche, mit so vielem Vertrauen an Ew. Hochwürden herangetreten ist, nun, da diese Wünsche sich erfüllt haben, gänzlich stillschweigen wollte. Auch habe ich ein Recht zu sprechen: denn wer durch zwei Wahlperioden unter so heißen Sorgen, Gebeten

und Thränen nach einem schönen Ziele gerungen, der darf, endlich am Ziele angelangt, dem Manne seines Vertrauens auch mit einem offenen, herzlichen Worte nahen. Ew. Hochwürden wissen nun, welche Bewandniß es mit meinem Schreiben hat.

„Was vor drei erfahrungs- und kampfreichen Jahren bei dem Mangel an Wahlfreiheit nicht durchzusetzen war, ist nun gelungen, und zwar in freier Wahl gelungen, zumal die Wünsche des Königs, ohne irgend Berücksichtigung zu fordern oder dem Willen Fesseln anzulegen, mit den Wünschen des Kapitels übereinstimmten. Als am fünfzehnten dieses Monats um die Mittagsstunde dem in großen Massen versammelten hohen und niederen Volke das Geläut der ehrwürdigen Kathedrale verkündete: die Wahl sei vollendet, als die Hallen den eindringenden Schaaren sich öffneten und nach dem lauten und feierlichen Gruße: Gelobt sei Jesus Christus! der Name Melchior Diepenbrock durch das Heiligthum ertönte, da durchzuckte eine rührend freudige Bewegung das gesammte Volk. Niemand kannte den Mann, der hier als neuer Bischof verkündiget wurde, Niemand hatte ihn je gesehen, die Wenigsten seinen Namen gehört, dennoch

spiegelte sich Freude in allen Gesichtern. Der Jubel wurde laut und offen, er durchdrang Stadt und Land, ergriff alle Stände und Klassen, und es ist kein bloßes Wort, es ist Wirklichkeit und Wahrheit, daß mir bis heute, den fünften Tag nach der Wahl, noch kein anderes Urtheil als ein freudig beistimmendes zu Ohren gekommen ist. Nein, Verehrter Herr! so viele Liebe, so viel schönes Vertrauen, so viele wunderbare Zuversicht, so viele heilige Hoffnung können, dürfen Sie nicht von sich weisen. O und könnte ich Ihnen den Hergang der Wahl selbst in allen seinen eigenthümlichen Fügungen offenbaren, Sie würden den sichtbaren Finger Dessen nicht verkennen, der unserer schönen, aber lange und schwer geprüften Diöcese noch einen Blick seiner unendlichen Erbarmung zugewendet, um der Gerechten willen, die im Lande wohnen.

„Sagen Sie nicht mehr, was Sie mir in Ihrem ersten Briefe vor drei Jahren gesagt: der Fürst, ach der Fürst! Es ist wohl eben so leicht Fürst, als es schwer ist, Bischof zu sein, zumal in diesen Tagen. Kommen Sie zu uns, als unser lieber, guter, treuer Hirt, und Priester und Volk werden Sie auf Händen tragen und Gott preisen, der das gute Werk, das durch

seine Gnade begonnen ward, dann auch vollenden wird. Fürsten haben wir wohl Viele auf unserem bischöflichen Stuhle gesehen, lassen Sie uns wieder einmal einen Bischof nach dem Herzen Jesu sehen.

„Sagen Sie ferner nicht mehr" — und nun werden noch einige Einwürfe widerlegt, welche Diepenbrock in seinen früheren Briefen erhoben und die meist ökonomischer Art waren, daher sie hier nicht angeführt sind, der Schluß des Briefes aber lautet:

„Mehr zu sagen und länger Ew. Hochwürden zu behelligen wage ich nicht, und auch diese Zeilen wären unterblieben, wenn ich zu den Senioren des Kapitels gehörte, die heute, ihren Weg über Berlin nehmend, nach Regensburg abgereist sind. So aber ließ es mir nicht Ruhe, ich mußte zu den tausend und aber tausend stillen Bitten, die nach Oben gesendet werden, noch diese laute an Ihr Herz legen. Eine Antwort erwarte ich nicht. Nichts will ich und erwarte ich, als von Gottes Gnade und von Ew. Hochwürden redlichem Eifer für die Kirche jenen segensvollen Entschluß, nach welchem wir Sie bald, recht bald als unsern theuren Bischof begrüßen können. In dieser Hoffnung, die mir in der trüben, schweren Ge-

genwart wie ein freundlicher Stern leuchtet, verbleibe ich mit größter Verehrung

Ew. Hochwürden

ergebenster Diener

Förster."

Diepenbrock antwortete darauf am 2. Februar:

„Hochwürdiger Herr Domkapitular!

„Ich habe Ihren so überaus herzlichen Brief erhalten und mit gerührtem, nein, mit zerrissenem Herzen gelesen. Welch namenloser Schmerz für mich, so großem Vertrauen, so vielen heiligen Wünschen und Erwartungen nicht entsprechen zu können! Alles, was Sie, theurer Mann! was andere Freunde mir Aehnliches sagten, ist mir acht Tage lang wie ein Messerrad durch die Seele gegangen; acht schwere, bittere Tage lang habe ich geprüft, gebetet, gerungen vor Gott, viele fromme Menschen haben auch hier mit mir und für mich gebetet, nnd doch habe ich kein anderes Responsum in mir erhalten können, als das absagende Nein, das mir vom Anfang an in Herz und Munde lag. Seitdem ich's gestern ausgesprochen,

ist Ruhe und Friede in meine arme Seele wiedergekehrt, und ich lebe des festen tröstlichen Glaubens, daß ich nicht wider Gottes Willen gehandelt habe. Es war mir unmöglich, etwas anderes auszusprechen, und der Kampf galt nur der Bewältigung der Gründe für das Gegentheil, die namentlich Ihr herzlicher Brief so eindringlich darlegte. Ich konnte aber den Glauben an eine göttliche Berufung auf diesen schwierigen Posten nicht gewinnen, weil ich mir der dazu erforderlichen Eigenschaften nicht bewußt werden konnte. Hätte Gott mich dorthin haben wollen, er hätte mir wohl auch in seiner Erbarmung einen Lichtstrahl der Zuversicht in die verdunkelte Seele gegeben. Da Er also der Noth Ihres Bisthums nicht durch mich unfähiges Werkzeug abhelfen wollte, so wird Er andere Mittel und Wege und einen tüchtigeren Mann dazu finden. Das ist mein Trost und das muß auch der Ihrige sein.

Mehr vermag ich Ihnen in dem gegenwärtigen Gedränge jetzt nicht zu sagen. Sehr hätte ich mich gefreut, Sie bei der Deputation zu sehen. Gott lohne Ihnen und allen Gleichgesinnten das Vertrauen, das Sie in mich gesetzt, dadurch, daß Er Ihnen einen Hirten gebe, der es vollkommen verdient, es zu

sein. Mit aufrichtiger Liebe, Dankbarkeit und Hochachtung

Ew. Hochwürden

ergebenster Diener

Melchior Diepenbrock."

Es würde vergeblich sein, die niederschlagende Wirkung schildern zu wollen, welche dieses Schreiben auf mich und meine Freunde übte, der nachstehende Brief, den ich am 12. Februar an Diepenbrock sendete, als die Nachrichten unserer Deputirten jede weitere Hoffnung niedergeschlagen, kann ein schwaches Bild davon geben.

„Hochwürdiger Herr Dombechant!

„Ich habe Ihr Schreiben erhalten, mit jenem entscheidenden Nein, das Ihnen von Anfang in Herz und Mund gelegen, und das, seit Sie es ausgesprochen, Ruhe und Friede wieder in Ihre bewegte Seele zurückgebracht hat. Erlassen Sie mir's, Ihnen den Eindruck zu schildern, den dieses Schreiben auf mich gemacht hat.

„Es geht in's achte Jahr, seit ich hier lebe und wirke. Was ich in dieser Zeit erfahren, erduldet und

durchkämpft habe, ist Gott, und Gott allein bewußt. Gleichwohl hat seine unverdiente Gnade mich noch immer aufrecht erhalten. Ihr Nein hat mich niedergeworfen.

„Ich war der Einzige hier, der bei der allgemeinen Freude über die gelungene Wahl, namentlich der großen Zuversicht des Herrn von Düesberg gegenüber, bescheidene Zweifel hegte: daß Ihre Antwort unseren Wünschen entsprechen würde; denn ich war der Einzige, der einen tieferen Blick in Ihr Inneres gethan. Dennoch hat Ihre bestimmte Ablehnung mir alle Fassung geraubt.

„Ich habe lange schon zu hoffen verlernt, nachdem unter dem Drucke ungünstiger Verhältnisse die Erfahrung uns gezwungen, von den natürlichsten Forderungen und den gerechtesten Erwartungen für die Kirche einer nach der anderen zu entsagen; dennoch weiß ich mir Ihr Nein nicht zu verwinden, und noch jetzt, nachdem der Schmerz seine erste betäubende Gewalt verloren, kann ich mit trockenen Augen diese Zeilen nicht niederschreiben. Mir ist wie einem, der nach langem Sturm und Unwetter auf wildem Meere endlich ein freundlich Eiland erblickt; schon winken ihm die grünen blumigen Ufer, schon leuchtet aus

wirthlicher Hütte am Strande ein gastlich Licht ihm entgegen, da wirft eine grausame Welle ihn von Neuem in den Strudel zurück, und alle Hoffnung auf Rettung scheint verloren.

„Ein Zeichen von Gott haben Sie begehrt. Ein anderes aber, ein deutlicheres, als in der Wahl Ihnen gegeben war, konnten Sie nicht erwarten noch fordern.

„Ueber Mangel an Zuversicht auf die eigene Kraft klagen Sie. Ist das nicht eben das Zeichen Ihrer Würdigkeit? Je weniger der Hirt auf die eigene Kraft baut, um so mehr wird er an die Hand des göttlichen Hirten sich halten, der das dabitur vobis in illa hora an ihm nicht unbewährt lassen wird.

„Sie finden Ihren Trost darin, daß der Höchste unserer verwaisten Diöcese durch einen tüchtigeren Bischof zu Hilfe kommen werde, und auch ich soll ihn darin finden. Du großer Gott! ich kann in Ihrer Abweisung nichts finden, als daß der Herr um der Sünden unserer Väter und um unserer eigenen Sünden willen zu den alten Strafen und Prüfungen noch neue und schwerere zu fügen gedenkt. Wohl haben wir kein Recht, und Sie haben es durch nichts verschuldet, daß wir uns mit unseren Sorgen, Leiden

und Kämpfen so grausam in Ihr stilles Leben hineindrängen, Sie wochenlang auf eine geistige Folter spannen und in Ihr frommes Herz so viele Unruhe, so vielen bitteren Schmerz versenken. Dennoch — es wäre schön, es wäre herrlich, es wäre groß gewesen, wenn Sie, edler Mann! den heiligen Kampf des christlichen Martyriums einem Frieden vorgezogen hätten, der um das gefährdete Heil so vieler Tausende zu theuer erkauft ist. Denn das sollen Sie wissen und die Folge wird es bestätigen: unsere neue Wahl wird keine gute sein.

„Doch, wo gerathe ich hin? Ich wollte Sie um Vergebung bitten, daß ich Ihnen Unruhe gemacht, Ihren Kampf erschwert, Ihr Leben verbittert habe, und statt dessen foltere ich ihr Herz auf's Neue. Ich wollte Ihnen ein warmes Lebewohl in stiller Ergebung und Liebe sagen, und statt dessen drücke ich scheidend giftige Stacheln in Ihre Brust. Vergeben Sie es meinem gerechten Schmerze um meine theure heilige Kirche im Vaterlande, und zürnen Sie einem Manne nicht, der vielleicht ungebührlich klagt, weil der letzte und theuerste Kranz seiner frommen Hoffnungen zerrissen zu seinen Füßen liegt. Ach, wir hätten Sie auf unseren Armen in die Diöcese und

auf unseren bischöflichen Stuhl getragen, wenn wir dadurch unserer armen verlassenen Heerde in Ihnen, hochwürdiger Herr! den geistlichen Vater hätten erwerben können.

„Da nun aber das Alles beschlossen und geendet ist, so gestatten Sie mir scheidend noch zwei Bitten. Als ich auf lange und viele Anforderungen vor einem Jahre einige Bände Predigten herausgab, hatte ich den stillen Wunsch, diese Vorträge Ihnen widmen zu dürfen, und schon wollte ich darum bitten, aber die Besorgniß: der fremde Mann, der ich Ihnen war und eigentlich noch bin, möge zu andringlich erscheinen, machte, daß ich mein Buch für mich behielt. Jetzt werden Sie die kleine, unbedeutende Gabe, die Ihnen vom Anfange gehörte, mindestens als Andenken an einen Mann nicht verschmähen, der Sie nie gesehen, vielleicht in diesem Leben nie sehen wird, der Sie aber aufrichtig geliebt und lieben wird, bis wir einst dort uns finden, wo diese Liebe ihren Urquell hat. Wohl weiß ich, was ich biete, wird, wenn Sie je bisweilen darin blättern, Ihrer Nachsicht gar sehr bedürfen. Aber ich weiß auch: es werden manche verwandte Anklänge in Ihrem Inneren wiedertönen, und Ihr Herz wird mir dann eine stille Theilnahme

nicht versagen. — Und auch nicht ein frommes Gebet, zumal an heiliger Stätte, das ist meine andere Bitte. Ich bedarf der Fürsprache besserer, gottgefälliger Beter gar sehr, denn meine Stellung ist schwer, recht schwer, und wird täglich schwerer; und wie treu ich mich bisher an das Kreuz unseres Erlösers gehalten, jetzt will der Muth mir ausgehen.

„Leben Sie wohl. Gott gebe Ihnen für die schweren Stunden und Tage, die wir Ihnen gemacht, ebenso viele unerwartete Freuden und Himmelssegnungen. Ich bleibe mit hochachtungsvoller Liebe

Ew. Hochwürden

ergebenster Diener

H. Förster."

Die trübe, fast hoffnungslose Stimmung, die sich in diesem Schreiben aussprach, theilten Viele, theilten Alle in Schlesien, welche die Lage der Diöcese kannten und wußten, was ihr Noth that. Aber die Hilfe des Herrn war uns näher, als wir glaubten, und unsere Trauer sollte bald wieder in Freude verwandelt werden. Wie aber diese günstige Wendung sich begeben, darüber finden wir in dem Antwortschreiben Diepenbrock's vom 25. Februar den besten Aufschluß.

„Hochwürdiger Herr Domkapitular!

„Ich habe Ihren lieben Brief mit dem so werthen Geschenke Ihrer — — — Predigten erhalten und danke Ihnen mit gerührtem Herzen dafür. Daß die Angelegenheit, die Ihnen so sehr am Herzen liegt und Ihnen so feurige Worte auspreßte, nun doch wieder eine andere Wendung genommen, wird Ihnen bereits bekannt sein. Auf die Namens des preußischen Kabinets an mich gestellte, von den Herren Deputirten niemals und darum auch von mir wohlweislich nicht beregte Frage: ob ich mich auch dann nicht zur Uebernahme des Bisthums entschließen würde, wenn der heilige Stuhl mich dazu anmahne? habe ich die einfache Antwort gegeben, daß ich meine Neigung (meinen inneren Widerstand vielmehr) zum Opfer bringen und mich im Gehorsam fügen wolle, wenn der heilige Stuhl dies im Interesse der Kirche von mir fordere. Diese Erklärung ist von dem Herrn Nuntius in München sehr freudig aufgenommen worden, der mir sogleich schrieb: er könne mich versichern, daß der heilige Stuhl meine Annahme sehr wünsche. Der Herr Nuntius glaubte diese seine Erklärung schon genügend; ich aber antwortete ihm, daß ich bei der dem Herrn von Düesberg gegebenen Erklärung beharre,

mich nur einer direkten Weisung des heiligen Vaters zu fügen.

„So stehen also jetzt die Sachen; allerdings sehr beängstigend für mich. Was mich aber trösten und ermuthigen muß, ist die außerordentliche Fügung in dem ganzen Verlaufe: die den Finger Gottes handgreiflich zeigt. Wenn ich gehen muß, so gehe ich im einfältigen Gehorsam, als von Gott gerufen und gesendet. Er muß alsdann und wird auch sicherlich mir helfend beistehen, wenn ich meine Hand treulich nach ihm ausstrecke. Aber wie sehr bedarf ich auch seiner ganz besonderen Hilfe. Ich, ein kränklicher, brechlicher Mann; ich, mit fünf und zwanzigjährigen Einsiedlergewohnheiten; ich, vor solcher Stellung, auch im hiesigen Lande, mich immer scheuend und entschieden entschlossen, ihr stets auszuweichen, daher so Manches bei Seite lassend, was auf dem Wege dahin liegt. Es ist entsetzlich und ein Grauen befällt mich, wenn ich daran denke, daß es nun doch wirklich Ernst werden soll und zwar in solcher Weise! Hätte ich die Wahl, lieber sterben als nach Breslau gehen. Ja, es ist ein wahrer Todesgang für mich. Möge geistiges Leben aus diesem Tode für mich und Andere erstehen.“

Was Diepenbrock weiter in diesem Briefe sagt, betrifft Anfragen und Sorgen, die nicht hieher gehören. In einem nächsten Schreiben aber vom Oster-Dienstage heißt es:

„Vor Allem empfangen sie, Theurer! meinen innigsten Dank für die treuen, aufrichtigen, vertrauungsvollen Mittheilungen, die Sie mir gemacht, und für jedes Wort der Ermuthigung, das Sie mir in die Seele gesprochen! Das darf ich Ihnen sagen: ich habe reichlichen Trost daraus empfangen, dessen ich, ach! so sehr bedarf. Denn noch gar zu oft fällt mir meine Zukunft wie ein drückender Berg auf die Seele, und ich muß den Gedanken, wie wunderbar Gott Alles gefügt, wie augenscheinlich sein Finger mich zu Ihnen weist, recht fest halten, um nicht im Gefühle meiner Ohnmacht und Untüchtigkeit, wie in einer bitteren Fluth, zu versinken."

Lag' in dem widerstrebenden Gefühle, das sich in diesen Briefen ausspricht, für uns Schlesier auch etwas, ich möchte sagen: Peinliches, so konnte der Quell, aus welchem jenes Widerstreben hervorging, den Werth des Mannes nur erhöhen, bei dem die äußere glänzende Seite der Stellung, für die er berufen worden, so ganz und gar vor der Größe ihrer Pflichten und

dem Gewichte ihrer Verantwortlichkeit verschwand; wie denn auch der Umstand, daß allein die gehorsame Unterwerfung unter den Willen und Ruf des geheiligten Oberhauptes der Kirche ihn das Opfer seines Willens, seiner Wünsche, ja seiner Person bringen ließ, dazu dienen mußte, ihm selbst höheres Ansehn und seinem Wirken größere Freiheit und Sicherheit zu geben.

Der Ruf vom Vatikan aber ließ nicht auf sich warten: „Gehe hin, mein Sohn!“ — sprach der heilige Vater zu ihm, — „und bestrebe Dich, durch Angemessenheit und Wahrheit der Lehre das Schwache zu stärken, das Wankende zu befestigen, das Verkehrte zurecht zu bringen und durch Wort und Beispiel die anvertraute Heerde der wahren Frömmigkeit zu gewinnen, in der heiligen Liebe zu entzünden und so zu den ewigen Triften zu leiten!“

So waren denn die Würfel für unseren Freund gefallen und in seinem Leben ein neuer Wendepunkt eingetreten, der den Schauplatz einer großen, schweren und kampfreichen Wirksamkeit vor ihm aufthat. Mit welchen Befürchtungen und welchem Herzenskummer Diepenbrock auf diesen Schauplatz hinblickte, so kann doch nicht geleugnet werden, daß bei der Lage, in welcher er sich

damals befand, seine Berufung auf den fürstbischöflichen Stuhl zu Breslau eine großartige Genugthuung für ihn war, großartig besonders um des Eindrucks willen, den sie in ganz Deutschland, den sie zunächst in Bayern machte, wo die Freude über die Erhebung und der Schmerz über den Verlust des verehrten Mannes eine Begeisterung hervorrief, wie sie bei ähnlichen Fällen sich nur selten kundgiebt. „Wie in Gräfenberg [8]) die Wasserkübel" — schrieb Diepenbrock in einer Stunde heiterer Laune — „so gießen sie mir jetzt das Füllhorn der Ehren über den Kopf", und wer immer einen Rückblick auf die Zeitungen jener Tage werfen will, wird dieses Wort bestätigt und Diepenbrock's Namen als einen vielgenannten, durch huldigende Demonstrationen jeder Art gefeierten finden. Mit welchem Herzen diese Huldigungen aber dargebracht wurden und welch' ein Herz sie empfangen und empfunden, das läßt sich freilich nicht in den Zeitungen lesen. Es schien, als ob man Diepenbrock erst, da man ihn verlieren sollte, ganz verstanden, als ob ein Wettstreit durch alle Stände sich entzündet hätte, diesem Verständnisse den offensten, würdigsten und feurigsten Ausdruck zu geben. König Ludwig erhob ihn in den Freiherrnstand und verlieh ihm den Verdienstorden der bayerischen Krone, die

Universität München ertheilte ihm die theologische Doktorwürde, das Domkapitel zu Regensburg ernannte ihn zu seinem Ehrenmitgliede, und die Stadt Regensburg machte ihn zu ihrem Ehrenbürger. Für Diepenbrock hatten diese Zeichen der Anerkennung nur durch die Liebe Bedeutung, welche sie gab. Eine Liebe, die, wie rührend und ehrend sie war, dem Scheidenden die Trennung noch erschwerte, welche seinem Herzen fast zu viel wurde, besonders bei der Abschiedsfeier, welche die Bewohner Regensburg's, ohne Unterschied des Standes und der Confession, dem Manne bereiteten, den sie früher gehofft hatten, auf dem Stuhle des heiligen Wolfgang zu sehen.

X.

Die Präkonisation des erwählten Fürstbischofs fand zu Rom am 21. April statt und in den ersten Tagen des Juni begab sich derselbe zur Consecration nach Salzburg, welche daselbst durch den Cardinal und Fürsterzbischof Schwarzenberg vollzogen werden sollte. Diepenbrock hatte diesen liebenswürdigen Kirchenfürsten bei der Feier des eilfhundertjährigen Bestandes des Bisthums Regensburg kennen gelernt, und wenn sich beide Männer schon damals näher getreten waren, so gestaltete sich ihre Verbindung nun zu einer warmen, innigen Freundschaft. Die heilige Handlung fand am 8. Juni im Dome zu Salzburg mit großer Feierlichkeit unter allgemeiner Theilnahme der Bevölkerung statt, während an diesem Tage in Schlesien allgemeine Gebete für den langersehnten Kirchenfürsten abgehalten wurden. Nach einigen schönen harmlosen Tagen, welche Diepenbrock mit seinem edlen Freunde in dem

reizenden Aigen zubrachte, kehrte er am 15. d. M. über Altötting nach Regensburg zurück, um sich zur Abreise anzuschicken. Es waren unruhige Wochen, diese letzten, denn sie wurden mit Abschiedsbesuchen ausgefüllt, die der neue Fürstbischof machte und empfing, und manche schwere Probe hatte sein Herz noch zu bestehen. Endlich schied er gegen Ende Juni, mit Gefühlen, die sich jeder Schilderung entziehen, von seiner theuren Schwester Apolonia, von seinen zahlreichen Freunden und Verehrern, von der guten alten Stadt Regensburg, die er nie mehr wiedersehen sollte, und zog hin nach dem Lande, in dem seine Wiege gestanden, in dem sein Grab in der fernen Kathedrale seiner harrte.

Sein Weg führte über Aschaffenburg nach Berlin, wo er von dem edlen Könige, der ihm bereits mit Beweisen hohen Vertrauens entgegengekommen war, nicht nur mit ehrendem Wohlwollen, sondern mit großer Auszeichnung empfangen und behandelt wurde. Länger, als er erwartet hatte, währte sein Aufenthalt in der Residenz, da es manche Gegenstände, die das Wohl der Kirche betrafen, zu verhandeln gab, und der neue Bischof in die Hände Sr. Majestät des Königs den Eid der Treue ableisten sollte, wofür der neunte Juli

bestimmt wurde. Der König, umgeben von seinen Ministern, empfing den Kirchenfürsten im Thronsaale, und indem dieser mit Würde und Ehrerbietung an die Stufen des Thrones trat, sprach er zu dem Monarchen, dem sein Herz vom ersten Augenblicke mit inniger Verehrung zugethan war und dem es in treuer Liebe geschlagen bis an's Ende, Worte, die, wie sie denn nicht verfehlten, einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden zu machen, es verdienen, daß wir sie unseren Lesern mittheilen:

„Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

„Ich nahe mich dem Throne Ew. Majestät nicht ohne Zagen, aber auch nicht ohne ermuthigende Zuversicht. Mit Zagen erfüllt mich der Blick in meine Vergangenheit und meine Zukunft. Aus der vieljährigen Gewohnheit einer stillen bescheidenen Stellung und Wirksamkeit plötzlich herausgerissen und auf eine Höhe hingestellt, die mich den Blicken Aller aussetzt, wäre eine Anwandlung von Schüchternheit wohl verzeihlich, gewiß verzeihlich aber ist das Bangen vor einer so schwierigen Aufgabe, einer so großen Verantwortlichkeit, wie die ist, welche ich nun vor Gott und

der Kirche, vor Ew. Majestät und dem Vaterlande übernehme. Hierin und in dem Bewußtsein meiner geringen Kraft liegt der Grund meines Zagens.

„Ich fühle mich aber auch von Muth und Zuversicht durchdrungen bei dem Aufblicke zu Gott, dessen allmächtige Hand, wie überhaupt durch mein ganzes Leben, so besonders in dieser letzten Wendung meines Schicksals mich sichtlich geleitet und auf diese bedeutungsvolle Stelle hingeführt hat. Sie wird, diese Hand aus den Wolken, nun, da mein Pfad so steil ansteigt, nicht wie die todte Hand des Zeigers am Wege, mich allein fürder ziehen lassen, sondern als die allmächtige Hand der allgegenwärtigen Weisheit und Liebe mich sicher hinanführen auf die steile Höhe und sicher vorbeiführen an allen Klippen und Abgründen, die rechts und links drohen mögen.

„Mich ermuthigt ferner der zuversichtliche Blick zu Ew. Königlichen Majestät, Allerhöchstwelche schon in der milden Langmuth und Güte, womit Sie die Gründe meines Widerstrebens gegen diese Stellung zu achten geruht, mir einen so sprechenden denkwürdigen Beweis hoher Huld und edlen Vertrauens gegeben; es ermuthiget mich das unbegrenzte Vertrauen auf die Weisheit und Gerechtigkeit meines Königlichen

Herrn und Landesvaters, Allerhöchstwelcher der Sache, die ich zu vertreten habe, der Kirche, der ich diene, den getreuen Unterthanen, deren geistliche Pflege mir obliegt, Seinen Landesväterlichen, gerechten und mächtigen Schutz nimmermehr versagen wird. Und diese Sache ist des Königlichen Schutzes nicht unwerth. Die katholische Kirche hat in treuer Ueberlieferung der überkommenen Glaubenshinterlage auch die urchristliche apostolische Lehre der Unterthanenpflicht und Treue gewissenhaft bewahrt, und ist, dieselbe zur gelegenen und ungelegenen Zeit einzuschärfen, namentlich in unseren bewegten Tagen nicht müde geworden; und ich kann mit vollstem Rechte die feierliche Versicherung aussprechen: daß, wer ein wahrer Katholik, auch nothwendig ein treuer Unterthan und guter Bürger ist, und daß Ew. Majestät Ihr geheiligtes Haupt in dem Schooße eines jeden Katholiken sicher zum Schlummer niederlegen können, weil in dem Gewissen eines Jeden der treueste Hüter für Allerhöchstdero Wohlfahrt wacht.

„Mit Freude schwöre ich daher, wie vor einunddreißig Jahren als Offizier den preußischen Fahneneid, so nun als Bischof in das Vaterland zurückkehrend den Unterthaneneid, mit dem vorausgeschickten

Herzenswunsche: Gott segne und erhalte Ew. Königliche Majestät und das ganze Königliche Haus." —

In Breslau waren inzwischen die katholischen Bewohner thätig gewesen, den Empfang des lange und heiß Ersehnten so feierlich und glänzend als möglich zu machen. Der Adel, die Geistlichkeit, die Bürgerschaft, die Studirenden wetteiferten untereinander. Zahlreiche Deputationen der Provinzialstädte und Landgemeinden schlossen sich an. Ein Comité von Festordnern wurde erwählt und sendete, sobald die Nachricht von Diepenbrock's Anwesenheit in Berlin eingetroffen war, zwei Deputirte dorthin, die den Tag seiner Ankunft in Breslau erforschen und ihn auf den Empfang vorbereiten sollten, der seiner wartete. Was sich voraussehen ließ, geschah. Diepenbrock lehnte alle Empfangsfeierlichkeiten ab und bat auf das dringendste, ihn still in seine Residenz einziehen zu lassen. Auch dauerte es lange Zeit, ehe er überzeugt werden konnte, daß er um der Sache willen nachgeben müsse, und dem in den damaligen religiösen oder vielmehr irreligiösen Wirren schwer gedrückten und lang gepeinigten katholischen Volke die Genugthuung nicht versagen dürfe, in dem Empfange seines theuren Oberhirten ein lautes und freudiges Zeugniß für seinen geschmä-

heten Glauben abzulegen. So ergab er sich denn auch hier in das Unvermeidliche und bezeichnete den 16. Juli als den Tag seiner Ankunft.

Am Abende des 13. d. Mts. reisten der Domscholastikus Gärth und ich nach Grünberg ab, um den Kirchenfürsten bei seinem Eintritte in die Diöcese Seitens des Domkapitels und der Geistlichkeit zu begrüßen, und am anderen Tage, Nachmittags 3 Uhr, standen wir an der Grenze, welche die Mark von Schlesien scheidet. Katholiken leben dort wenige und nur zerstreut. Es war aber eine kleine katholische Kapelle am Wege, deren Glocke, vor Zeiten zum Aveläuten bestimmt, nun den ankommenden Bischof zuerst begrüßen sollte. Dort hatten wir uns mit dem Erzpriester des Grünberger Archipresbyterats und einigen benachbarten Pfarrern und Kaplänen aufgestellt. Der Tag war heimlich, dünnes graues Gewölk bedeckte den Himmel, kein Luftzug regte sich, tiefes Schweigen herrschte rings umher, auch wir schwiegen, und ich werde der Gefühle stets eingedenk sein, mit denen ich dort am Wege gestanden und geharrt. Gegen vier Uhr bewegte sich ein Viergespann die Straße her, wenige Augenblicke, so standen wir vor dem Wagen, sein Schlag öffnete sich, und Diepenbrock's hohe, edle

Gestalt stand vor uns, begleitet von seinem Secretair, dem gegenwärtigen Domherrn Lipf in Regensburg. Die Bewillkommnung von beiden Seiten war kurz und herzlich. Nachdem die anwesenden Priester vorgestellt waren, warf Diepenbrock einen Blick in die Gegend und sprach gedehnt: „So bin ich also an der Grenze?“ „„Ew. Fürstbischöfliche Gnaden haben die Grenze so eben überschritten““ — war die Antwort — „„Sie befinden sich bereits in der Diöcese, die Ihrem Hirtenstabe angehört, und wenn dieses dürftige Geläut Sie nur schwach und leise begrüßt, so werden mit jeder nächsten Meile die Glockentöne lauter und feierlicher ertönen und die Schaaren an dem Wege sich mehren, deren Herzen Ihnen entgegenschlagen. Es ist kein Zufall, daß Hochdieselben am Tage des heiligen Bonaventura diese Grenze überschritten haben. Was dieser Name sagt, lebt in der Hoffnung von mehr als einer Million getreuer Gläubigen, die sich in Liebe, Gehorsam und Ehrfurcht Ihre Kinder nennen.““ Die Gewalt, mit welcher der Fürstbischof eine innere Bewegung unterdrückte, war in seinen Zügen sichtbar. „Fahren wir,“ — so sprach er, indem er uns die Hand reichte, — „fahren wir weiter. Da ich nun doch einmal die Marken überschrit-

9*

ten, wünsche ich recht bald im Herzen der Diöcese zu sein."

Das erste Nachtlager hielt er in Günthersdorf, wohin die Herzogin von Sagan ihn eingeladen hatte und selbst vorangeeilt war, ihren Bischof in jener schönen und sinnigen Weise zu empfangen, die dieser geistreichen Fürstin zu Gebote steht, welche fortan eine treue Freundin und Verehrerin Diepenbrock's war bis zu seinem Tode. Das zweite Nachtlager nahm er in Lüben, noch zehn Meilen von Breslau. Die Reise dorthin war für den unter so vielen Eindrücken fast erliegenden Kirchenfürsten sehr angreifend, aber auch unbeschreiblich rührend und erhebend. Die Wege waren mit Ehrenpforten, Tannenbäumen und Guirlanden geschmückt, die Kreuze und Heiligenbilder bekränzt. Das Geläute der Kirchenglocken tönte von nahe und fern. An den Wegen standen die Gemeinden mit Kreuz und Fahnen, ihre Priester an der Spitze, den Bischof, den sie liebten, ehe sie ihn sahen, für den sie begeistert waren, nachdem sie ihn gesehen, ehrfurchtsvoll zu begrüßen und um seinen Segen zu bitten. Waren die Kirchen nahe, dann half es nichts, er mußte aussteigen und sich in das Gotteshaus führen lassen, wo der Segen mit dem

hochwürdigsten Gute ertheilt und die vorgeschriebenen Gebete verrichtet wurden, darnach dann der Bischof an den Altar trat und herzliche Worte an die Gläubigen richtete, wie sie der Augenblick ihm eingab und er sie immer geschickt bald an das eben gesungene Lied, bald an den Namen des Ortes, bald an einen anderen äußeren Umstand anzuknüpfen wußte. Es war dann wohl schwer, zum Wagen zurück zu gelangen, denn die Menge begnügte sich nicht, zu beiden Seiten knieend, sich segnen zu lassen, Alt und Jung drängte sich zu ihm hin, seine Hand zu küssen, oder sein Gewand zu berühren. Greise hoben die Kinder in die Höhe, daß sie ihren Bischof sähen, und Mütter hielten ihre Säuglinge zum Wagenschlage hinein, daß er sie segne. Es regnete Blumen nicht nur auf den Weg, sondern auch in den Wagen. Einmal flog ein großes Bouquet mit einem daran gehefteten Zettel dem Fürsten in den Schooß. Er las ihn und Thränen entstürzten seinen Augen, denn er trug die frische Aufschrift: „Treue bis in den Tod.“

Am 16. Juli wurde die Reise frühe fortgesetzt, und schon um Mittag gelangten wir nach dem eine Meile von Breslau entfernten Flecken Lissa, vor welchem eine Schaar Berittener den Bischof empfing.

An dem Orte selbst war viel Leben. Eine Menge Equipagen war aufgestellt, welche die Deputationen gebracht hatten, die hier schon den Oberhirten begrüßen wollten. Seitens des Adels waren die Grafen Stolberg und Ballestrem erschienen, Seitens der Kaufmannschaft der Commerzienrath Molinari und Kaufmann Knie, Seitens der Studirenden Repräsentanten aus allen Fakultäten. Mir wurde bange, als ich die sichtbare Erschöpfung des Vielbeanspruchten sah und wußte, was ihm noch bevorstand. Er las die Sorge in meinem Angesicht und sprach, indem er seine Rechte auf meine Schulter legte: „Gott wird auch dahindurch helfen. Aber," — setzte er halbleise hinzu, — „etwas leichter hätte man mir's machen sollen."

Gegen drei Uhr erschien Fürst Hatzfeldt, dessen Gallawagen den Oberhirten in die alte Bischofsstadt einführen sollte. Der Zug ordnete sich nun und wurde durch die unabsehbare Reihe von beiläufig hundert Wagen vermehrt, welche den Abgeordneten aus allen Ständen der Provinz angehörten, die eine halbe Stunde vor Breslau den Kirchenfürsten durch den Mund des Professor Kutzen begrüßten. Um vier Uhr befanden wir uns im Weichbilde der Stadt, wo die Volksmenge, verstärkt durch die Fremden, die aus

allen Theilen der Diöcese herbeigeeilt waren, von Straße zu Straße wuchs, bis sie auf dem Vincenzplatze, Kopf an Kopf gedrängt, nur noch einen schmalen Weg ließ, der durch die von dem Festcomité aufgestellten katholischen Bürger und theilweise durch katholische Soldaten freigehalten wurde. Auf dem Platze nun, an welchem die Gymnasialkirche, das Ursulinerinnenkloster mit seiner Kirche und die Vincenzkirche eine lange Zeile bilden, und von welchem aus man zunächst die große Marienkirche auf dem Sande und weiterhin die schöne Kreuzkirche und die Kathedrale auf dem Dome sehen kann, begrüßte der Erzpriester der Stadt an der Spitze von mehr als zweihundert Priestern den Oberhirten, der nun zu Fuße dem Zuge der Cleriker folgte, welche in ihren Chorhemden gleich einem langen weißen Faden durch das Volk sich hinwanden. Vor ihnen gingen die Alumnen, dann die Studirenden, die Brüderschaften mit ihren Abzeichen, die Gymnasiasten und die Schüler des Schullehrer-Seminars. Jede Abtheilung durch ihre besonderen Fahnen getrennt, vor allen das Kreuz. Als der Zug über den Sand und die Brücken endlich nach dem Dome kam, als durch das Geläute der zwölf Pfarr- und Kloster-Kirchen

hindurch die großen Glocken von den Thürmen der Kathedrale mit ernster Majestät ihren Fürsten begrüßten, und endlich das mit grünen Reisern ganz überkleidete Portal der Domkirche, geschmückt mit den Emblemen der bischöflichen Würde sichtbar ward, und alles Volk vor dem segnenden Bischofe in die Knie sank und aus tausend und tausend Augen die hellen Freudenthränen ihm entgegen leuchteten, da wollte es den also Gefeierten doch fast überwältigen, und mit einem Tone, der die tiefe Bewegung seines Innern ausdrückte, rief er: „Das ist mehr, als ich erwartet habe!“ An dem Hauptportale begrüßten das Domkapitel, die fürstbischöflichen Behörden, die theologische Fakultät und der gesammte Dom-Clerus den bisher nie gesehenen und so lang erwarteten Oberhirten durch den Kapitular-Vikar und Weihbischof Latussek in lateinischer Ansprache, die der Fürstbischof ebenso erwiederte. Dann öffneten sich die Pforten der Kathedrale, ihren Fürsten zu empfangen. Nach dem heiligen Segen begleitete die Domgeistlichkeit denselben in seine Residenz, wo nach einigen Vorstellungen der Ermüdete sich endlich zurückziehen konnte. Aber auch jetzt sollte ihm keine Ruhe werden. Noch Abends neun Uhr brachten die

katholischen Studirenden der Universität, die sich still und zahlreich im Hofraume der Fürstbischöflichen Residenz versammelt hatten, dem geliebten Oberhirten eine Serenade, bei welcher von den zwei durch den Domkapellmeister Hahn komponirten Liedern das eine von den Studirenden gedichtet, das andere aus dem geistlichen Blumenstrauße Diepenbrock's entlehnt war.

Die nächsten Tage bis zur Inthronisation waren dem Umblick auf die näheren Verhältnisse und äußeren Einrichtungen gewidmet. Am 27. Juli aber geschah die feierliche Einführung des Fürstbischofs Melchior in sein hohes, heiliges Amt, unter derselben allgemeinen und freudigen Theilnahme, wie seine Einholung. Als er nach Verlesung der Bestätigungs- und Beglaubigungsbreven durch den apostolischen Notar mit lauter, fester Stimme den Eid der Treue gegen die Kirche geleistet, an die ihn nun die engsten Bande knüpften, und ihm darauf in kanonischer Weise der Hochaltar und der bischöfliche Thron überwiesen worden, da trat der Oberhirt im vollen bischöflichen Ornate an den Rand der Marmorstufen, die das erhöhete Presbyterium von dem Schiffe der Kirche trennen, und hielt mit volltönender, kräftiger Stimme jene kurze aber inhaltsreiche Anrede, die nachmals durch den

Druck in den weitesten Kreisen bekannt wurde. Was aber nicht so bekannt wurde, und wovon Niemand, der sie nicht gehört hat, eine klare Vorstellung haben kann, das war der mächtige Eindruck, den sie auf ein Volk machte, das seit hundert Jahren in diesen Hallen nicht mehr unmittelbar das Wort des Lebens aus dem Munde seines Bischofs vernommen. Als der Redner bei den Worten: „So setze ich denn nun meinen Hirtenstab auf den ewigen Urfelsen, der da ist Christus, und schlage flehend mit Moses an diesen Felsen, auf daß ein Quell des lebendigen Wassers, ein Strom der Gnade und Erbarmung sich aus ihm ergieße, erquickend und befruchtend über die meiner Obhut anvertrauten Triften" — als er bei diesen Worten seinen Hirtenstab hob und mit Macht auf das Marmorgestein setzte, daß der Schall durch die weiten Hallen erönte, da herrschte eine Todtenstille in dem überfüllten Tempel —; es war, als ob Niemand zu athmen wagte. Und als er fortfuhr: „Ich stütze meinen Stab auf den von Christus gelegten Grundfelsen der Kirche, der nicht weicht und nicht wankt, wie sehr auch Stürme und Wetter toben; und ich gelobe zu Gott: ich will ein treuer und gewissenhafter katholischer Bischof dieser Kirche sein" — da fehlte wenig,

daß, wie zu Chrysostomus Zeiten, die fromme Begeisterung in lauten Jubel ausgebrochen wäre. Ich selbst, der während dieser feierlichen Ansprache neben dem Redner stand, erinnere mich noch jetzt lebendig der Macht des Eindruckes, den jene Worte in der Art, wie sie gesprochen wurden, auf mich machten. Alle Noth, alle Sorge, aller Schmerz und alle heißen Kämpfe der Vergangenheit schienen ausgeglichen und gelohnt durch die Bürgschaft einer neuen, besseren Zukunft, die uns hier mit so heiligem Ernste und so überzeugender Gewalt gegeben wurde. Die Rede aber schloß mit den Worten: „Damit das Band, das vor sechs Monaten hier zwischen uns geknüpft und heute feierlich geschürzt und vollzogen ward, ein Band des Segens sei für uns Alle, für die Kirche und für das Vaterland, und ein Band des Heiles werde, das uns einst vor Gottes Thron wieder vereinige und selig umschlinge; daß ich alsdann sagen kann: Sieh', Herr! hier sind sie Alle, die Du mir anvertraut hast, durch meine Schuld ist Keines von ihnen verloren gegangen: darum will ich jetzt in dem heiligen Opfer der Messe, mich selbst mit Christus opfernd, zu Gott flehen. O flehet, Geliebte! flehet Alle mit mir.“

Nach Beendigung des Pontifikal-Amtes ward der nunmehrige Diöcesanhirt in die Fürstbischöfliche Residenz geführt, an deren Pforte ihm die Schlüssel derselben übergeben wurden. Und von diesem Augenblicke begann das kirchliche Regiment unseres Melchior.

XI.

Es ist schon gesagt worden, daß die Breslauer Diöcese nicht nur ihrer Größe, auch ihrer eigenthümlichen Verhältnisse wegen für die Verwaltung große Schwierigkeiten bietet, die damals noch durch besondere Ereignisse vermehrt wurden. Fürstbischof Melchior fand ein unvollständiges Capitel, denn die Dompropstei und drei Capitularstellen waren unbesetzt. Die Fakultät, dem bischöflichen Einflusse ohnehin so fern als möglich gerückt, zählte nur drei ordentliche Professoren. Das theologische Convict war bei der Dürftigkeit der Mittel in langsamem Entstehen. Mehr als vierzig Kaplanstellen waren wegen Mangels an Priestern, besonders an solchen, die polnisch und deutsch sprechen, unbesetzt, und noch fühlbarer war der Mangel an Elementarlehrern, zumal in Oberschlesien. Bei dem Streben, die Schulen dem Einflusse der Kirche immermehr zu entziehen, entstanden peinliche Conflicte mit

den Regierungen, welche durch die traurige Angelegenheit der sogenannten erloschenen Parochien, die den Bischof zwischen die Rechte der Kirche und die Ansprüche des Staates in eine unlösbare Verwickelung stellen, noch vermehrt wurden. Lag darin schon ein reicher Sorgenquell für den Oberhirten, so traten noch Ereignisse außerordentlicher Art hinzu, wohl geeignet, den kühnsten Muth herabzustimmen.

Die große Manifestation des katholischen Glaubens, welche bei Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier stattgefunden, hatte das zahlreiche und mächtige Heer des Rationalismus, des Indifferentismus und des Unglaubens in ganz Deutschland zu den Waffen gerufen, und sich zum Anführer in diesem Kreuzzuge gegen die katholische Kirche eines schlesischen Kaplans bedient, der, wegen Leichtfertigkeit und unpriesterlicher Haltung suspendirt, einstweilen eine Hauslehrerstelle bekleidete und seine Zöglinge Herwegh's Gedichte auswendig lernen ließ. Sein Schmähbrief an Bischof Arnoldi rief einen Enthusiasmus hervor, der nur in der Entchristlichung, die durch länger als ein Jahrhundert in den Schulen und auf den Universitäten, in der Literatur und den Zeitschriften systematisch betrieben worden war, seine Erklärung findet, und in

der religiösen Unwissenheit und Flachheit, die selbst und oft vorzugsweise in den sogenannten gebildeten Ständen herrschen. Ein Aufruf an die Geistlichkeit, an die Schullehrer, an das katholische Volk zur Auflehnung wider das Joch des Papstthums durfte ungestraft, ja ungerügt verbreitet werden. Da Hilfe von keiner Seite sich regte und die Kirche schutzlos aller Unbill bloßgegeben blieb, so würde das katholische Volk geduldig den Lärm abgewartet und die Thoren ertragen haben, zumal wenig Prophetengabe dazu gehörte, im Voraus zu erkennen, nach welcher Seite hin die unreine Strömung ihre Wasser ergießen würde; allein die Priester wurden auf den Straßen beschimpft und der Unfug bis in die Kirchen getragen. Den Spiritual L. stießen einige Jünger der neuen Lehre, als er einsam spazieren ging, vom Lehmdamme in den Graben hinab, und Subregens W. wurde, als er im geistlichen Kleide mit der heiligen Wegzehr auf der Brust zu einem Sterbenden eilte, auf dem Hinterdome in den Rücken geschlagen. Das Weihwasser in der Kathedrale fand sich an mehreren Sonntagen mit Dinte geschwärzt, die Leinentücher auf der Communionbank mit Messern zerschnitten, und am Palmensonntage (1845) ward gegen den Schluß der Predigt ein

Feuerlärm erregt — wie dies Alles den Katholiken Breslau's aus jener Zeit noch in Erinnerung ist. Am thätigsten aber in den Mißhandlungen des katholischen Glaubens und der Kirche erwies sich die Presse, die alltäglich nicht nur daheim, sondern auch auf den Feldern der auswärtigen Brüderschaft, Umschau hielt, und mit Fleiß alle nur möglichen Disteln und Dornen sammelte, um sie ihren katholischen Landsleuten zum Wohlgeruche darzubieten. Da mußten sich denn freilich die Katholiken unter so mißlichen Verhältnissen wahren und wehren, so gut es eben gehen wollte, und wenn Leidenschaftlichkeit und Lieblosigkeit auf jeder Seite getadelt werden müssen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, wo die Schuld unausgesetzter Anreizung und Verbitterung zu suchen war. Diese Bewegung war bei Melchior's Bisthumsantritt noch in voller Strömung, hatte aber in Schlesien bereits ihren Höhepunkt erreicht. Der Held des Tages war an den meisten Orten von den Magistraten, Pastoren, Professoren und Beamten mit Auszeichnung empfangen und in der That als der zweite große Reformator begrüßt worden, der, was Luther unvollendet gelassen, nunmehr in's Werk richten sollte. Weißgekleidete Mädchen hatten ihn, mit Thränen der Rührung in den

Augen, Blumen auf den Weg gestreut und sich glücklich geschätzt, den Rock des Befreiers mit ihren Tüchern berühren oder gar, als kostbare Reliquien, ein Haar aus seinen Locken, einen stumpfen Kiel aus seinem Dintenfasse bewahren zu können. Zweckessen und Toaste in Fülle hatten ihn verherrlichet und Subsidien aus Communalsäckeln einstweilen das Bestehen seiner jungen Gemeinden gesichert. Auch der Ehrendegen war ihm zu Schweidnitz überreicht und von der Stadt Thorn der große Pfefferkuchen zu Füßen gelegt worden. All' das war geschehen, und das Domkapitel und das Fürstbischöfliche Amt waren bei diesen Erscheinungen mit vieler Ruhe und Besonnenheit zu Werke gegangen. Sie hatten die Situation der Verhältnisse nach allen Seiten wohl verstanden und nicht Hilfe gesucht, wo keine zu finden war, wohl aber hingewiesen auf die Verwirrung, die bei solcher Gesetzlosigkeit in allen, besonders den ehelichen Verhältnissen entstehen mußte, und offen ausgesprochen, daß solche Zügellosigkeit nicht der Kirche, sondern dem Staate zum Schaden gereichen werde. Solche Weisungen aber verhallten in jener Zeit in dem allgemeinen Jubel über den neuen Völkerfrühling, der im vollen Aufgange war, oder man vermerkte sie übel, wie die Pre-

digt, die ich am 24. Sonntage nach Pfingsten über den Text gehalten: „der Feind kommt, wenn die Leute schlafen,“ und die eine so unverdiente Berühmtheit erlangt hat. Weil ich nämlich in dieser Predigt offen und ehrlich ausgesagt, daß Ende und Ziel der ganzen Bewegung nicht die Verfolgung der Kirche, sondern der Umsturz des Staates sei, und daß man jene nur abthuen möchte, weil sie Damm und Schutz sei für diesen: da sollte ich so unerhörten Unglimpfes wegen vor Gericht gestellt werden. Es hat aber bald darauf das Jahr 1848 Erklärung und Beweis für meine Worte gegeben.

Sah sich in solcher Weise die Kirche auf sich selbst angewiesen, so mußte sie auch ihre eigenen Waffen gebrauchen, und sie gebrauchte sie durch das lebendige Wort der Belehrung, Mahnung und Verwarnung auf der einen, durch ihr geistliches Strafrecht auf der anderen Seite, und was seit Menschengedenken nicht mehr gehört worden war, die erste öffentliche und feierliche Excommunication wurde am 30. März 1845 von allen Kanzeln der Diöcese über einen unglücklichen, der Sektirerei verfallenen Priester unter dem erschütterndsten Eindrucke auf alle Anwesenden verkündet. Somit war denn dem neuen Bischof der Weg schon

bezeichnet, den er in dieser traurigen Angelegenheit zu gehen hatte.

Aber noch eine andere ungewöhnliche Bewegung in der Diöcese forderte seine Aufmerksamkeit, nicht in die Tiefe gehend, wie jene, sondern in die Höhe führend, ein geistiges Ackerland, ein herrlicher Sieg der Selbstverleugnung, wie er selbst sie nennt in seinem Pastorale. In Oberschlesien nämlich drohete, wie in so manchen anderen Ländern, der unmäßige Genuß des Branntweins ein gutes, anstelliges, seinem katholischen Glauben mit treuer Liebe und Aufopferung ergebenes Volk ganz zu zerstören, wenn nicht Hilfe gegen dieses tief eingefressene moralische Uebel geschafft wurde. In bitterer Armuth und Entbehrung, wie dieses Volk lebt, war der Branntwein seine Labung. Es gab Tausende, denen die Berauschung zum täglichen Bedürfnisse geworden; es gab Hochzeiten, bei denen der Unfug so hoch stieg, daß das Brautpaar mit den Gästen vom Altare gewiesen werden mußten; es gab Kindtaufen, bei welchen das Leben des Täuflings in Gefahr kam. Man trank Tag und Nacht, bei der Arbeit und bei der Erholung, in der Schenke und daheim. Nur am Charfreitage, an dem ersten Tage der drei hohen Feste, und am Frohnleichnams-

tage wurde die Völlerei von einer kurzen Sabbathruhe unterbrochen. Ja es kam vor, daß dem Säuglinge Branntwein gereicht wurde. Er galt als Universalmedizin, und selten wurde von den Landleuten ärztliche Hilfe angesprochen, wenn nicht zuvor die spirituösen Medikamente innerlich oder äußerlich, rein oder mit allerlei Zusatz gebraucht worden waren. Bei solcher Höhe des Uebels, das durch die täglich wachsenden Judenschenken und die Wohlfeilheit des Giftes fort und fort gesteigert wurde, leuchtet ein, daß mit gewöhnlichen Mitteln nicht mehr entgegenzutreten war, denen sich überdies der Eigennutz in aller Weise widersetzte. Es mußten außerordentliche, höhere, geistige Hebel eintreten, und sie sind eingetreten und haben bei so langen Verwüstungen, welche in diesem Volke ihr Zerstörungswerk getrieben, dennoch seinen religiösen Kern zugänglich und stark gefunden. Es waren Wunder, die dort geschehen sind, Wunder des Glaubens, des Gebetes, der Fürbitten. Wer sich über den Hergang genauer unterrichten will, der lese, was einer der edelsten Menschen, die mir auf meinem Lebenswege begegnet sind, der Geheime Medizinalrath Doctor Lorinser, darüber geschrieben, welcher damals als Rath bei der Regierung in Oppeln, mitten in

jener Bewegung stand, und ein eben so christlich als wissenschaftlich durchgebildeter Mann, in der literarischen Welt genugsam bekannt und von den katholischen Schlesiern in ehrendem Andenken gehalten ist. In seiner schätzenswerthen Schrift: „Der Sieg über die Branntweinpest in Oberschlesien," die er im Jahre 1845 herausgab, erzählt er, was ich hier nur auszugsweise mittheile: „Am äußersten Saume des Landes gegen das alte Polen hin, in dem Dorfe Deutsch-Piekar, hat der kleine Pfarrer von jeher als einer der eifrigsten Verehrer der heiligen Jungfrau sich ausgezeichnet und zu gleicher Liebe und Verehrung, so viel in seinen Kräften stand, auch andere Menschen zu erwärmen gesucht. In geistlichen Dingen wohl erfahren und von einem Gottvertrauen erfüllt, das durch Nichts zu erschüttern ist [9]), pflegte er täglich die Fürbitte seiner himmlischen Patronin für die Bekehrung der Sünder anzurufen und legte seit Jahren seinem Gebete die bestimmte Intention zum Grunde, daß es der Mutter der Erbarmung gefallen wolle, durch ihre Fürbitte die unglücklichen Trinker für die Enthaltsamkeit zu gewinnen und dazu vorzubereiten. Da geschah es, daß, durch einen anscheinenden Zufall begünstiget, die Erfüllung seiner Wünsche

plötzlich in's Leben trat. Durch den Irrthum eines Kalendermachers war das Fest Mariä Lichtmeß unter die aufgehobenen Feiertage verwiesen und deßhalb in der Stadt Beuthen an demselben Tage ein Jahrmarkt angesetzt und abgehalten worden. Dies ertrug der Pfarrer von Deutsch-Piekar nicht. Die Ehre Mariens und ihres göttlichen Sohnes, der am nämlichen Tage im Tempel dargestellt worden, schien ihm durch solche Profanation verletzt zu sein und eine große Genugthuung zu fordern. Am nächsten Morgen stand der eifrige Seelenhirt vor dem Altare der Mutter Gottes, und nachdem er zuvörderst seine Gemeinde von dem Besuche des Marktes abgemahnt, proklamirte er feierlich die Enthaltsamkeit und stellte die Sache zur Ehre und unter den Schutz derjenigen, welche aus Demuth dem Gesetze sich gefügt, selbst aber keiner Reinigung jemals bedürftig, die durch das Laster der Trunkenheit befleckten Sünder, durch ihre Fürbitte am Throne des göttlichen Sohnes, reinigen wolle. Das Loosungswort war ausgerufen, die Bewegung, die einen so ungeheuren Erfolg haben sollte, trat in Fluß. Einige Wochen wurde über denselben Gegenstand geprediget, wobei Pater Stephan, und später der aus Osnabrück herbeigerufene Kaplan Seeling

unermüdlich mitwirkten. Was in Deutsch-Piekar geschah, wiederholte sich am Feste Mariä Verkündigung in Beuthen, Boguschütz und Myslowitz. Somit war der Kampf eröffnet gegen einen Dämon, der wohl von sich sagen konnte: „„Legion ist mein Name, und unserer sind Viele.““ Da aber diese Gattung nicht ausgetrieben wird, als durch Gebet und Fasten, so begreift sich leicht, warum besonders während der indeß herangekommenen Fastenzeit die Flucht und Niederlage des bösen Geistes so reißend und allgemein wurde, daß alle unsauberen Thiere der Gardarener nicht hingereicht hätten, ihn und seinen Anhang aufzunehmen.“ Immer mehrere eifrige Priester erhoben sich und rissen selbst die mindereifrigen durch ihr Beispiel mit fort. Missionen in allen Theilen Oberschlesiens wurden abgehalten und eine so gänzliche, so allgemeine, so tiefgreifende Umwandelung hervorgebracht, daß man in Wahrheit sagen konnte, die Physiognomie dieses Volkes habe sich geändert. „Vom Anfange bis zum Ende ist die entstandene Bewegung eine religiöse geblieben und hat gegen menschliche Voraussicht und Erwartung ihr Ziel erreicht, ohne geistigen und physischen Zwang, ohne Beihilfe irgend einer Obrigkeit, und trotz alles Widerstandes, den ihr

das Mißtrauen und der Eigennutz, der Spott und die Bosheit, die Schwäche und die Unentschlossenheit der Menschen entgegengesetzt. Man darf also nicht darüber staunen, wenn das wunderbare Werk vom Volke als ein göttliches betrachtet und zunächst der mütterlichen Fürbitte Mariens zugeschrieben, die Mutter selbst aber nicht nur als Beschützerin, sondern auch als wahre Stifterin des Vereins angesehen ward; so wie es auch Viele gab, die in diesem von Deutsch-Piekar ausgeflossenen Segen die reichsten Zinsen von dem dort eingelegten Aktienkapital erblickten, aus welchem der Pfarrer seiner Herrin die neue Kirche erbaut hat"[10]). Es galt nun, was frommer Glaube begonnen und edle Begeisterung in's Werk gerichtet, mit weiser Besonnenheit zu ordnen, zu wahren, zu erhalten, und die neue aus dem Felsen der Kirche entsprungene Heilquelle nicht versiegen zu lassen, sondern sie mit schützender und dauernder Einfriedung zu umgeben und auf die beste Weise für Alle zugänglich zu machen. Jetzt mußte die geistliche Obrigkeit eintreten, mußte das Werk in oberhirtliche Obhut nehmen, mußte mit ihrer höheren Autorität die bestimmenden Regeln geben und sanctioniren. Und das war es, was den neuen Bischof erwartete.

Melchior bebte vor der Schwierigkeit dieser Aufgaben nicht zurück. Die Liebe, welche ihn empfangen, das Vertrauen, welches ihm entgegenkam, die Bereitwilligkeit, mit welcher, die ihn zunächst umgaben, sein Wirken unterstützten, erhöheten seine Zuversicht und erfrischten seinen Muth, wie sich dies auch in den Briefen ausspricht, die er Anfangs an seine entfernten Freunde geschrieben. Sein erster Hirtenbrief war ein schönes Zeugniß der höheren kirchlichen Anschauung, die er besaß, und der ganzen vollen Hingebung, mit welcher er sein bischöfliches Tagwerk begann. Seine Darstellung von der Kirche, von ihrem Verhältnisse zur Wissenschaft, von ihren Heilsmitteln, von dem Wesen der Häresie, von dem Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit fand nicht nur in Schlesien und in ganz Deutschland, sondern weit über seine Grenzen hinaus die verdiente Würdigung, daher dieses Pastorale in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Er hatte auch an König Ludwig ein Exemplar gesendet und dafür von dessen Hand einige Zeilen voll ehrender Anerkennung erhalten. „Aus Ihrem werthen Schreiben von Berlin,“ — so sagt der wohlwollende Monarch, — „habe ich mit Freuden ersehen, mit welcher Auszeichnung der König, mein lieber Schwager, Sie be-

handelt hat. Empfangen Sie nun, Herr Fürstbischof, meinen Dank, meinen innigen Dank für die Mittheilung Ihres Hirtenbriefes. Es ist ein Wort zu seiner Zeit, ein treffliches. So eindringlich hatte ich die Erklärung der sieben Sakramente noch nicht vernommen. Hätte ich doch Diepenbrock früher gekannt, wie ich ihn jetzt kenne."

Ehe Melchior nach Erlaß dieses Hirtenbriefes an die Verwaltung der Diöcese gehen konnte, lag ihm noch eine andere Pflicht ob, deren baldige Erfüllung seinem Herzen Bedürfniß war: seine Vorstellung am Kaiserlichen Hofe zu Wien und die Ableistung des Eides der Unterthanentreue daselbst, weil die Veränderung des staatlichen Besitzstandes in der Provinz Schlesien keine Veränderung in der Begrenzung der Diöcese nach sich gezogen und das Breslauer Bisthum einen Theil des Oesterreichischen Schlesien noch heute in sich faßt, auch die alten bischöflichen Herrschaften daselbst: Zuckmantel, Freiwaldau, Friedeberg und Johannesberg, im Besitze des Fürstbischofs von Breslau verblieben sind. Auch in Wien war die Aufnahme des Kirchenfürsten eine wohlwollende und ehrende, und die Bekanntschaft und Verbindung mit Männern, wie dem Fürsten Metternich, dem apostolischen Nuntius

Viale Prela, für unsern Melchior ebenso interessant als wichtig; daher sein Aufenthalt daselbst sich eben so, wie früher in Berlin, länger hinauszog, als Anfangs beschlossen war.

XII.

Kaum war der Fürstbischof aus der alten Kaiserstadt zurückgekehrt, als er auch rasch an's Werk ging, in Breslau die Kirchen, die Klöster und die katholischen Hospitäler besuchte und sowohl aus mündlichem Verkehr als aus den Akten, deren Durchsicht besonders die ruhigeren Abende gewidmet waren, die nöthige Uebersicht über die obwaltenden Verhältnisse zu gewinnen suchte. Seine erste Sorge war auf die Erziehung und Bildung der Priester gerichtet. Er bewirkte in kurzer Zeit die Vervollständigung der theologischen Fakultät, und war bemüht, einen zahlreichen Kreis von Männern der Wissenschaft um sich zu versammeln, aber nicht der bloßen Wissenschaft, sondern der Wissenschaft und Frömmigkeit. „Mit Professoren", pflegte er zu sagen, „ist mir nicht gedient, sondern mit Professoren, die Priester sind und ihren priesterlichen Beruf nicht in einem abstrakten Wissen aufgehen lassen,

sondern ihre Wissenschaft durch die Begeisterung des Glaubens und die Wärme der Andacht heiligen, welche sie nicht nur durch Worte und Hefte, sondern auch durch das Wirken und Leben lehren lassen." Darum gefiel ihm, was der wackere Beda Weber sagt: „Unsere Theologie muß von ihren noch immer zu theoretischen und spitzfindigen Klippen herabsteigen auf das Feld heiligen Anbaues, sie muß demüthig säen, mit Thränen wässern, mit allem Eifer praktischer Gewandtheit ernten, uneigennützig und mit unermüdlicher Liebe." Weil aber der Priester von Jugend auf für sein hohes und heiliges Ziel gebildet und vorbereitet werden muß, so wendete er seine besondere Aufmerksamkeit auf die Sicherung und Erweiterung des theologischen Convicts, das bisher nur von milden Beiträgen in einem gemietheten Lokale unterhalten wurde, und auf die Herstellung eines Knabenseminars. — Sobald es seine Mittel zuließen, kaufte er um eine bedeutende Summe ein großes Gebäude auf dem Dome, das vorerst für 70 Convictoristen eingerichtet und mit dem Nothwendigen versehen wurde, und bald darauf erwarb er ein Haus mit Garten zur Begründung eines Knabenseminars und forderte die Diöcese zu Beiträgen dafür auf.

Seine eigene Einrichtung, wie sein ganzer Hausstand war der Würde und Stellung entsprechend, die er einnahm; aber einfach und fern von allem Luxus. „Die Einkünfte des Priesters," das war sein Grundsatz, den er bei jeder Gelegenheit auch Andern einschärfte, „die Einkünfte des Priesters gehören der Kirche und ihren heiligen Zwecken. Für sich hat ein jeder nur so viel zu gebrauchen, als in seinen Verhältnissen eben geboten ist. Wer für die Welt sammelt, dient der Welt und hat seinen Lohn dahin." Auch nannte er, was er in dieser Beziehung für die Kirche und die Armen that: „die Vollstreckung seines Testamentes, das nach seinem Tode seinen Abschluß finden sollte."[11]) Auf diese Weise allein war es ihm bei einem raschen, entschiedenen Vorgehen möglich, so Vieles in's Werk zu richten. Dabei wurden die Armen und Hilfsbedürftigen nicht vergessen oder zurückgesetzt. Man muß wissen, welchen Anforderungen in dieser Beziehung jeder Bischof, besonders aber ein Bischof von Breslau täglich nicht nur aus allen Theilen der Diöcese, sondern weit über ihre Grenzen hinaus, und nicht nur von seinen eignen Confessionsgenossen, sondern von Allen ausgesetzt ist, weß Glaubens oder Unglaubens sie immer sind, denn hierin wird die

bischöfliche Stellung von Allen gewürdiget und anerkannt. Melchior war nicht nur Mitglied der meisten Wohlthätigkeitsvereine, denen er seine jährlichen bebedeutenden Beiträge zuwendete, viel bedeutender waren die Gaben und Hilfen, die er im Stillen leistete, und kaum, die ihm am nächsten standen, erfuhren, was er auf diesem Felde mit immer voller Hand aussäete, und wie oft er getäuscht und mißbraucht wurde. Das Geben war ihm Bedürfniß, und man sah ihm die Herzensfreude an, die er empfand, wenn er seine nächste Umgebung, seine Freunde mit einem Geschenk, einem Andenken überraschen konnte.

Vielen Kummer verursachte ihm die Angelegenheit der vom Staate für erloschen erklärten Kirchen, deren Zahl 123 beträgt. Obwohl Friedrich Wilhelm der Vierte bei seiner wohlwollenden und milden Gesinnung das Gesetz gemildert, das, unter der vorigen Regierung gegeben, bei den keinesweges günstigen Verhältnissen nicht wohl rückgängig zu machen war; so führten doch ausgleichende Verhandlungen mit der Regierung zu keinem zufriedenstellenden Resultate, bis nach Emanation der Verfassung eine Art Einigung über die Norm der Abwickelung dieser schwierigen Sache, die heute noch nicht beendet ist, getroffen und

die bis dahin gesammelten Fonds der Verwahrung des Ordinariats übergeben wurden. Die Aufregung, welche die Sektirerei hervorgebracht, dauerte in der Presse und einem großen Theile des Volkes auch jetzt noch fort, berührte aber die Katholiken weniger, weil der Besitz ihres geliebten Oberhirten ihnen ein Gefühl von Schutz und Sicherheit gab, das sie früher entbehrt hatten. Melchior stellte den Umtrieben und Angriffen Ruhe und Maßhaltung entgegen und empfahl das Gleiche auch seinen Geistlichen; das entgegengesetzte Benehmen nannte er ein unkluges Herausfordern der Gegner, denen es oft mehr um Lärm, als wirklichen Erfolg zu thun war. Erst als man nicht aufhörte, den christkatholischen Namen zu mißbrauchen und Unwissende und Schwache dadurch zu täuschen und irre zu führen, ließ er noch im ersten Jahre seiner Verwaltung am sechs und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten die feierliche Excommunication über alle Glieder der Sekte von sämmtlichen Kanzeln der Diöcese verkünden; und was man immer über dieses öffentliche und allgemeine Strafurtheil gesagt, so ist gewiß, daß der Eindruck ein großer und tiefgehender gewesen und der Sektirerei von jenem Tage ab im Umfange der Breslauer Diöcese die

Spitze abgebrochen war. Besondere Aufmerksamkeit wendete der Oberhirt nächstdem der oberschlesischen Bevölkerung und unter ihr den Mäßigkeitsvereinen zu. Er that, was er vermochte, diese Vereine zu verbreiten und ihnen Halt und Dauer geben. „Ein großes Werk geistlichen Ackerbaues,“ schrieb er in seinem Fastenhirtenbriefe vom Jahre 1846, „ein Sieg der Selbstverleugnung, über den die Welt staunt, ist mit Gottes Hilfe und unter seiner Fahne Tausenden, ja Hunderttausenden in den letzten Jahren gelungen, der Sieg über das Laster des Branntweingenusses, welches früher so Viele in den schmählichen Banden hielt. Wohl war es ein hartes, schweres Werk, diese tiefwurzelnde, allumschlingende Giftpflanze aus dem Acker Eures Lebens auszurotten, aber Ihr legtet die Hand muthig an den Pflug und blicktet nicht zurück nach dem verlockenden Genusse. Wie eine starke Pflugschaar schnitt der in Gott gestählte Entschluß durch die verhärtete Scholle alter Gewohnheit und zerriß ihre Wurzelfasern, die an Eurem besten Herzblute sogen. Und wie herrlich lohnt sich nun schon dieses edle Tagewerk! Welche schöne Früchte trägt, auch schon diesseits, der also gereinigte Acker! Wie fühlt Ihr selbst Euch neugeboren, frei und glücklich! Wie anders ge-

deiht das Werk Eurer Hände, wie wohnt Friede in Euren Hütten, Eintracht und heitere Freude an Eurem Herde, wo sonst der böse Geist der Trunksucht in Rohheit, Zank und blutigem Hader tobte! Preis und Dank dem Herrn, der Euch diesen herrlichen Sieg verlieh durch die Fürbitte seiner heiligen Mutter. Aber ich beschwöre Euch in seinem und ihrem allerheiligsten Namen, bleibt treu dem heiligen Gelöbniß! Und wer wieder gefallen, der raffe sich auf, und wer noch in den schmachvollen Ketten des Lasters liegt, der blicke im lichten Augenblicke beschämt um sich, reiße sich los und eile seinen glücklichen, befreieten Brüdern nach, damit er nicht branntweintaumelnd in's Grab sinke und in der Hölle erwache." Mit so kräftigen Worten redete Melchior lobend, mahnend, wekkend zu seinen Kindern, und diese Worte fielen auf keinen unfruchtbaren Boden. Als die Statuten für die Enthaltsamkeitsvereine geordnet waren, beantragte er in Rom die Approbation des kirchlichen Oberhauptes, die auch nach den eingehenden Verhandlungen erfolgte. „Eine frohe Botschaft, ehrwürdige Brüder und geliebte Diöcesanen, haben wir auch diesmal auszurichten" — so begann er das Pastorale, mit welchem er die kirchliche Bestätigung verkündete —

„eine Botschaft, die uns selbst erquickt und Euch Allen zur geistigen Erhebung gereichen wird. Der heilige Vater der Christenheit hat unsere und Eure Bitten erhört und die seit mehreren Jahren unter Euch bestehenden Mäßigkeits-Vereine zu einer kirchlichen Bruderschaft unter dem Schutze der seligen Jungfrau Maria erhoben und diese Bruderschaft mit reichen geistigen Gaben aus dem Gnadenschatze unserer heiligen Kirche ausgestattet. Dadurch ist Eure Arbeit, ehrwürdige Brüder! die Ihr mit frommem Eifer in den schwierigsten Zeitverhältnissen, unter tausendfachen Mühen und Sorgen, unter Verkennung und Verfolgung, als wahre Hirten Eurer Heerden zum Heile ihrer unsterblichen Seelen übernommen, fortgesetzt und, ohne müde zu werden, getragen habt, hier schon belohnt und vergolten.

„Dadurch ist auch Euer Kampf, geliebte Diöcesanen! den Ihr im heiligen Glaubensmuth wider den mächtigsten Feind, den Feind in Euch selbst: die Begierlichkeit des Fleisches gekämpft habt, hier schon mit einem Siege gekrönt, der Euch zugleich eine neue geistige Waffe darreichen soll, diesen edlen Kampf siegreich fortzukämpfen, bis Euch der Lohn treuen Ausharrens vor dem Richter unser Aller am Tage der

Vergeltung zu Theil werden wird." — So war der Verein gegründet, der heute noch segensreich fortbesteht und dem so viele Zweigvereine in auswärtigen Diöcesen sich angeschlossen haben und noch anschließen.

Auch auf die Vermehrung des Clerus, besonders in Oberschlesien, nahm Diepenbrock Bedacht und bildete in Uebereinstimmung mit dem Königl. Ministerium aus den vorhandenen Intercalargeldern einen Fond zur Unterstützung solcher Theologen, welche schon auf dem Gymnasium das Studium der polnischen Sprache mit Erfolg betreiben. Nicht minder thätig war er für Vermehrung der Elementarschulen besorgt, wie viele Hemmnisse dabei seinem aufopferungsvollen Streben entgegentraten, und wie niederschlagend die Erfahrungen waren, die er besonders in Betreff der Königlichen Bergwerks- und Hüttenschulen machen mußte, da dieselben, aus den Mitteln der gesetzlichen Freikuxe der Kirche und aus den Beiträgen der meist katholischen Bergleute gegründet und unterhalten, doch wesentlich protestantischen Charakters und mit protestantischen Lehrern besetzt sind. Die Akten weisen es nach, welchen unnachlässigen Eifer und welche lange Anstrengungen Fürstbischof Melchior aufgewendet, die vorhandene Ungleichheit zu heben. Am drückendsten

aber lastete auf seinem Herzen der Kummer um die Befriedigung der religiösen Bedürfnisse seiner zerstreuten Gemeinden und Gläubigen im Delegaturbezirke. Wie Manches dafür geschehen war, es übrigte noch so viel und um so mehr, als die Erfahrung zeigte und noch zeigt, daß, wo immer es durch milde Beiträge und Sammlungen gelang, etwa einen ärmlichen Betsaal und eine Privatschule zu gewinnen, die kleinere oder größere Gemeinde niemals fehlte; weil an den meisten Orten Katholiken leben, die sich in der Regel erst dann als solche zeigen, wenn sie sehen, daß ihr Glaube Schutz, Nahrung und Pflege findet. Welch' ein Feld für die Theilnahme und Opferwilligkeit der Katholiken ist in jenen Gegenden aufgethan!

In der kirchlichen Disciplin zeigte Melchior Ernst und Festigkeit, am rechten Orte auch eine unbeugsame Strenge. Man hat gefragt: wie diese Strenge mit seiner Milde sich vereinigen lasse? und die Antwort ist sehr einfach: seine Milde war nicht die der Schwäche, sondern der Kraft. Er liebte die Priester wie seine Brüder, die Gläubigen wie seine Kinder, und eben weil er sie so liebte, waren ihm Gebrechen unerträglich, durch die er ihr wahres und bleibendes

Heil gefährdet sah. „Die wahre Liebe," pflegte er zu sagen, „will Wunden heilen, nicht zudecken, und wenn das Messer zur Heilung Noth thut, muß es gebraucht werden, und wäre der Schnitt noch so schmerzlich." Er übte Gerechtigkeit auch mit dem Schmerze der Liebe, und daß er sie übte nach allen Seiten und ohne Ansehn der Person, hat die Diöcese erfahren.

Haben wir bisher einen Blick auf den Anfang seiner bischöflichen Thätigkeit gethan, wie sie sich im Rathe und am Schreibtische offenbarte und unermüdlich war, so müssen wir gestehen, daß sie ihm schwer, sehr schwer wurde, wenn sie ihn hinausführte in die Welt, als Gegenstand der Aufmerksamkeit für Alle, als Mittelpunkt öffentlicher Festlichkeiten und Ovationen, von Ort zu Ort, von einem Nachtlager zum andern, in den unausgesetzten Verkehr vom Morgen bis zum Abende, wie dies bei bischöflichen Firm- und Visitationsreisen der Fall ist. Solchen Reisen gingen in der Regel viele Klagen und wer weiß, welche Sehnsuchtsseufzer nach der Einsamkeit und Ruhe einer stillen Klosterzelle voran. War er aber einmal draußen in der Welt und in der Mitte seiner Gemeinden, sah er die Liebe und Ehrfurcht, mit welcher das Volk ihn

empfing, die Freude und Zutraulichkeit, mit welcher die Priester ihm entgegenkamen, die Theilnahme und Achtung, die er auch von Andersgläubigen erfuhr, und konnte er die Ueberzeugung nicht mehr abweisen, daß sein Erscheinen den Gläubigen ein Trost, den Priestern eine Ermuthigung, den Lauen eine Erwekkung, den Getreuen und Eifrigen eine Stärkung war, dann fühlte er sich gerührt und erhoben, entzog sich keiner Mühe, versagte sich keinem Andrange, ruhete nicht früh und spät, Allen, Niedrigen und Hohen, gerecht zu werden und keine fromme Erwartung zu täuschen. In der Regel kam er von solchen Hirtenreisen leiblich und geistig erfrischt zurück, aber bald hatte er sich wieder in seine Stubenthätigkeit eingelebt, und im nächsten Jahre wiederholten sich die alten Wehen vor und die wohlthuenden Erfahrungen während der Reise. Besonders ergriffen und tiefgerührt wurde er durch die Glaubenswärme und Innigkeit des oberschlesischen Volkes, als er zum ersten Male diesen Theil seiner Diöcese besuchte, um die neuerbaute Marienkirche zu Deutsch-Piekar zu consecriren und bei dieser Veranlassung dort und in Ratibor das heilige Sakrament der Firmung zu ertheilen. Nicht leicht ist ein Volksstamm so sehr unterschätzt, so ungerecht

verurtheilt worden, als dieser. Einfach, beweglich, anstellig, fleißig, tapfer und lenksam, haben weder die moralischen noch politischen Einwirkungen der schlechten Presse hier Eingang gefunden, weil die unkultivirte Sprache den Einfluß solcher Versuchungen abweist Wie die Treue gegen seinen Fürsten, so ist dem Oberschlesier die Treue gegen seine Kirche unerschüttert geblieben. Und will man ein Bild herzinnigen Glaubens und einer aus diesem Glauben hervorgehenden, ganz und gar an Gott hingegebenen Andacht, so muß man das oberschlesische Volk in seinen Kirchen, vor seinen Altären sehen. Und will man ein Bild kindlicher Ehrfurcht vor der Kirche und ihren geweiheten Dienern, so muß man dem Empfange eines Bischofs in einer oberschlesischen Gemeinde beiwohnen. Etwa sagen: diese Zeichen der Andacht und der Ehrfurcht seien nur äußerlich und mechanisch, hieße ein neues Zeugniß von der Verkennung dieses Volkes und seines Charakters und Wesens ablegen. Bei diesen schlichten Landleuten ist nichts Angetünchtes, es ist Wahrheit; ist nichts Mechanisches, es ist inneres Leben, was nach Außen dringt. Daß unser Melchior von dem, was er hier sah und erfuhr, tief bewegt und erschüttert wurde, begreift sich leicht:

„Einen Finger meiner Hand gäbe ich darum,“ — hörte man ihn sagen, — „wenn ich zu diesem Volke sprechen, ihm ein Wort der Liebe, des Trostes, der Ermunterung in's Herz rufen könnte!“

Nicht minder schön und bleibend waren die Eindrücke, die er von einer anderen Firmreise aus Friedek, im österreichischen Schlesien, mitbrachte. Das freundliche Städtchen, im Besitze des Erzherzogs Albrecht, liegt in einer ungemein reichen und lieblichen Landschaft. Gegen Süden erheben sich in blauer Ferne die ausdrucksvollen Berghäupter der Karpathen, deren nähere Abdachungen einen reizenden Gebirgszug: die schlesischen Beskiden mit ihrem Höhepunkte, der Lissahora, bilden. Während ihre wellenförmigen Höhen die eine Hälfte der Gegend einrahmen, wird sie auf der anderen Seite von der bewaldeten mährisch-schlesischen Hügelkette umkränzt. Das bald ausgeweitete, bald engere Thal mit seinen grünen Matten, seinen reichen Getreidefeldern, seinen schattigen Hainen ist malerisch mit lachenden Ortschaften und alten und neuen Burgen und Landhäusern besetzt. Bei jedem Schritte, den der Wanderer thut, bei jedem Blick, den er wendet, ändert sich has herrliche Panorama, das vor ihm ausgebreitet liegt. Der Höhe,

von welcher das Erzherzogliche Schloß, das der Fürstbischof bewohnte, die Umgegend beherrscht, liegt ein anderer Hügel gegenüber, auf welchem, umgeben von dem Laubdache eines zweifachen Lindenkranzes, die Marienkirche, ein vielbesuchter Wallfahrtsort, sich erhebt. Es war in der Octave des Festes Mariä Heimsuchung, und sowohl die Festwoche, als die Anwesenheit des Fürstbischofs, der gekommen war, das Sakrament zu spenden, welches den Wanderer stärkt auf seinem Wege nach dem gelobten Lande, führten diesmal besonders zahlreiche Pilgerschaaren herbei. Sie zogen in langen wohlgeordneten Reihen von allen Seiten her durch die Stadt und das Thal, begleitet von ihren Seelsorgern, das Siegeszeichen der Erlösung und die hoch in den Lüften flatternden Fahnen voran. Arm aber reinlich gekleidet, trugen sie ihren Mundvorrath auf dem Rücken, schwarzes Brot und getrocknetes Obst, wozu die frischen Quellen im Thale ihnen den erquickenden Labetrank boten. Baarhaupt die Männer, in weiße Linnen gehüllt die Frauen, sahen sie weder rechts noch links, hielten Blicke und Herzen allein auf die Bergkirche, das Ziel ihrer Wanderung, gerichtet, das ihnen friedlich und freundlich, wie ein Gruß der heiligen Jungfrau, aus der Höhe entgegen-

leuchtete. Ihre Lieder und Litaneien aber in der frischen, fröhlichen Sangesweise der Polen und Mähren hallten weit hin durch die stille Gegend.

Melchior wurde nicht müde, aus den Fenstern des Schlosses jene Wanderzüge zu betrachten, wie sie langsam und feierlich den grünen Hügel sich hinan wanden. Längst verklungene Töne aus dem eigenen Wanderleben seiner Jugend, aus den Alpenfahrten seiner späteren Jahre mit Freund W. und St. wurden in ihm wach. „Wir sind allzumal Pilger und Fremdlinge auf Erden" — sprach er mit dem Apostel — „ach und daß unser Weg immer in die Höhe führte und wir dabei so wenig bedürften von dem Irdischen, wie viel reicher würden wir sein am Himmlischen, wie viel unberührter von all' dem Jammer und Unfrieden, der unser Leben verkümmert, verwirrt und zerstört!" Und als es nun Abend wurde und die Pilgerschaaren sich um den Berg lagerten, ihn bedeckten, um die Nacht dort zu durchwachen im Gebet; und der Mond hell und voll am tiefblauen Himmel sich erhob, und die Sterne wie Millionen Engelsaugen aus der Ewigkeit auf die stille Landschaft niederblickten, und die Bergkirche mit ihrem Laubdache in den reinsten Conturen über den gelagerten Gruppen sich er-

hob, und die letzten Vogellaute im nahen Schloßgarten verstummten, aber nicht die frommen Lieder, die aus der Ferne herüber tönten: da litt es unseren Melchior nicht mehr im Zimmer, er mußte hinaus in die milde, laue Abendluft, zu den frommen Betern auf dem Berge, in die Kirche, aus welcher die brennenden Kerzen wie sprühende Funken durch das Dunkel herüberflimmerten. Und als die Pilger in der hohen edlen Gestalt, die ihre Reihen durchwandelte, den verehrten Kirchenfürsten erkannten und mit weithin tönendem: „Gelobt sei Jesus Christus!" freudig begrüßten und, immer zutraulicher ihn umgebend, ihm Hände und Kleider küßten, da hatte er wohl Mühe, des Berges Höhe zu gewinnen; fast getragen gelangte er in die Kirche, während der Volksstrom ihm nachdrängte, den Bischof betend am Altare zu sehen und seinen Segen zu empfangen.

„Das ist nun" — sprach er auf dem Heimwege zu seinen Begleitern — „das ist nun das in unserer auf- und abgeklärten Zeit so verpönte Wallfahrten, welches man als Volksverdummung und katholischen Müßiggang verschreit. Da ziehen sie Jahr aus Jahr ein in ihre Bäder, zu ihren Industrieausstellungen, zu ihren Versammlungen, wenn nicht gar in die Spiel-

höhlen. Schaarenweise ziehen sie hin, Hohe und Niedrige, Männer und Frauen, wer die Mittel aufbringt, per Dampf zu Land und zu Wasser, als hätten sie ein Privilegium für ihre Weltfahrten, die nichts anderes sind als Wallfahrten, nur keine betenden, und dabei gebehrden sie sich, als sei der Arme zur Frohne verurtheilt bei Tag und Nacht, ein Sklav am Mühlrade des Eigennutzes und der Habsucht, selbst ohne Sonntagsrast und Ruhe. Monate, Jahre lang ziehen sie durch die Welt und vergeuden oft, was sie leicht oder gar nicht verdient haben, im emsigen vielgeschäftigen Müßiggange. Und der Land- und Gewerbsmann, der im Schweiße seines Angesichts sein Brot ißt, soll nicht zwei oder drei Tage übrig haben, an denen er betend und singend durch Wald und Flur zieht in die heilige Einsamkeit und nach dem störenden Werktagsleben einmal ganz sich selbst gehört und seinem Gott. Liegt der Wandertrieb nicht tief und unaustilgbar in der Menschennatur? Treibt es ihn nicht unaufhaltsam weiter, wie schön das Thal wäre, in dem er seinen Herd sich aufgebaut, und wie lieblich der Wald, in dessen Schatten er ausruht? Liegt nicht in dieser unbefriedigten Sehnsucht ein Beweis mehr dafür, daß weit hinaus über die Berge

und Thäler dieser Erde, daß über dem Grabe erst der Tabor sich erhebt, wo im Verklärungsglanze unsere Heimath winkt und wir mit der Ruhe der Seligen sagen können: Hier ist gut sein, hier wollen wir unsere Hütten bauen? Jeder folgt dem Geiste, der ihn treibt. Den Einen treibt's in politische Volksversammlungen, in Zweckessen und Gelage; den Anderen in die Gotteshäuser auf den Bergen und in den Thalschluchten. Aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen!" —

Bisweilen war es dem treuen Hirten doch auch vergönnt, dem alten Wandertriebe einmal nachzugeben und die schönen Bergeshöhen nicht allein aus der Ferne zu sehen. So hatte Erzherzog Albrecht nach jener Firmung in Friedek einen Ausflug nach der nahen Lissahora zu veranstalten gewußt. Neben der unvergleichlichen Fernsicht, die auf diesem höchsten Punkte der Beskiden dem Beschauer von allen Seiten geboten ist, waren es besonders die schönen Nationaltänze, die bei dieser Gelegenheit von den Landleuten ausgeführt wurden, welche den Fürstbischof interessirten.

So auch fand er bei der Rückkehr von dieser Reise eine Einladung nach dem schönen Erdmannsdorf zum Könige. Der Hausminister Graf Anton Stolberg schrieb ihm: „Ich bin beauftragt, Ew. Fürstbischöflichen

Gnaden Namens Sr. Majestät des Königs einzuladen, einige Tage in Erdmannsdorf zu verleben Se. Königl. Hoheit Prinz Johann von Sachsen nebst Gemahlin sind hier und haben den Wunsch, Sie kennen zu lernen. Da die Allerhöchsten Herrschaften nur noch kurze Zeit hier verweilen, wird Ew. Fürstbischöflichen Gnaden baldiges Erscheinen großes Vergnügen bereiten." Während der Tage, welche Diepenbrock auf dem Königl. Landsitze zubrachte, wurde von den Höchsten Herrschaften auch die Schneekoppe besucht, welche er, noch immer ein rüstiger Bergsteiger, ohne von einem Tragsessel Gebrauch zu machen, mit dem doppelten Genusse bestieg, den ihm die Begleitung seiner Königlichen Freunde und Gönner und der Anblick einer großartigen, herrlichen Natur bereitete.

XIII.

Wie beweglich Diepenbrock indeß auf seinen Reisen war und wie gern er seine Fußwanderungen erneuerte, so festgebannt schien er, wenn er in Breslau wieder hinter seinen Akten oder in seinen Correspondenzen saß. Es kostete allemal recht eindringliche Vorstellungen und ernste Hinweisungen auf das, was er sich selbst und der Diöcese schuldig sei, um ihn über seinen Garten hinaus zu einem Gange in die freie Natur zu bewegen. Leider mußte ein beklagenswerther Vorfall für ihn Veranlassung werden, diesen nöthigen Bewegungen in Breslau für immer zu entsagen. Es war im März des Jahres 1846, an einem jener freundlichen Tage, in welchen die ersten warmen Lüfte ein neues Leben in der Natur erwecken und das junge frische Grün der Wiesen und Sträucher den nahenden Frühling verkündet, als der Fürstbischof mit seinem Secretair und mir an dem einsamen Ufer der Oder

nach dem nahen Scheitnig spazieren ging. Wir beugten eben durch das Dorf auf die Heerstraße, welche über die sogenannte Paßbrücke nach der Stadt zurückführt, als sich uns vier Studenten anschlossen und uns in der lautesten Weise mit den pöbelhaftesten Anzüglichkeiten verfolgten. Sie ließen zu verschiedenen Malen Ronge hochleben und sprachen ganz unverholen ihren Haß gegen die katholische Kirche, ihre Bitterkeit gegen die Priester derselben, ihre Verachtung gegen alles positive Christenthum aus. Als sie der Domkirche ansichtig wurden, machten sie ihrer Entrüstung über diese finstere Burg des mittelalterlichen Aberglaubens Luft, und als sie auch dieses Thema erschöpft hatten, mußten die Schnallenschuhe des Fürstbischofs Stoff zu kindischen Bemerkungen geben. Dabei waren sie bald vor, bald hinter uns, ließen uns bald an sich vorübergehen, bald gingen sie an uns vorbei, oder nahmen uns wohl gar in die Mitte. Unter diesen unausgesetzten Kränkungen waren wir bis an die Stelle gekommen, wo die Wege sich theilen, und da jene, eben vor uns, auf der Fahrstraße fortlärmten, schlugen wir den Fußsteig ein, der über das Feld hinführt. Aber auch jetzt kamen sie uns nach und trieben die Insulte so weit, daß der Eine von ihnen sich ungestüm zwi-

schen dem Fürsten und mir hindurch drängte und vor uns ausspie, während die Anderen zu beiden Seiten an uns vorüberstreifend uns die Worte in's Gesicht riefen: „Guten Abend, meine Herren! Ronge soll leben!" Es hieße die Geduld der Leser ermüden, wollte ich in Aufzählung alles dessen fortfahren, was wir zu ertragen hatten, bis uns unsere Dränger endlich am Lehmdamme, wo die Straße belebter wird, verließen, nachdem sie zuvor noch das Kreuz mit dem Bildnisse des Erlösers, das vor dem Eingang nach dem Michaeliskirchhofe steht, verhöhnt hatten, indem sie vor demselben die Mützen schwenkten und lächerliche Reverenzen machten. Der Fürstbischof hatte während der Zeit dieser langsamen Tortur, die über eine halbe Stunde dauerte, keinen Laut vernehmen lassen, nur einmal begütigend mit der Hand meinen rechten Arm gefaßt, als dieser, bei der schmerzlichen Erregung meines ganzen Wesens, unwillkürlich wie zu einer drohenden Bewegung sich erheben wollte. Auch jetzt schwieg er, bis an das Thor seiner Residenz, wo er mir die Hand zum Abschiede mit den Worten reichte: „Leben Sie wohl, liebster F.! aber weitere dergleichen Erholungen werden Sie mir nun wohl nicht mehr anmuthen, sie sind uns allen nicht förderlich für die

Gesundheit." Das Ereigniß blieb nicht verborgen. Die Tumultuanten waren von katholischen Studenten erkannt und bezeichnet worden, und wenn schon dergleichen Insulten gegen katholische Priester damals zur Tagesordnung gehörten, so war diesmal der Unwille ein zu allgemeiner und lauter, als daß eine Untersuchung hätte unterbleiben dürfen. Die Studirenden der Universität zeigten ihre tiefe Indignation in jeder genugthuenden Weise, und waren am meisten bemüht, die Schuldigen zu entdecken, welche denn auch als Söhne wohlhabender Eltern und theilweise höherer Beamten, obwohl sie durch Verkürzung des Hauptthaares und durch Abnahme der Bärte sich unkenntlich zu machen versucht, alle Vier überwiesen wurden. Die Untersuchung zog sich durch zwei Jahre hindurch, bis sie sich endlich im Sande der Revolutionszeit, der so Vieles bedeckt hat, spurlos verloren. Da dem Einen der Inkulpaten für die Heimreise das Geld ausgegangen war, übersendete ihm der Fürstbischof durch den damaligen Rektor der Universität fünfzig Thaler, die einzige Rache, die er genommen hat. Auch ich würde diesen Vorfall ganz übergangen haben, wäre er nicht in mehr als einer Beziehung ein Zeichen der Zeit und hätte er nicht auf das Verhalten Diepen=

brock's einen nachhaltigen Einfluß geübt, den nämlich, daß dieser Spaziergang in Breslau sein letzter war.

Für solche Zurückgezogenheit entschädigte ihn dann der Aufenthalt in Johannesberg, der so lang ausgedehnt wurde, als die Geschäfts- und Zeitverhältnisse gestatteten. Das alte bischöfliche Felsenschloß, im östreichischen Diöcesanantheil, liegt eilf Meilen von Breslau, nahe an der preußischen Grenze. Von Herzog Boleslav II. im Jahre 1348 an Bischof Przecislav von Pogarell überlassen, führte es den Namen Georginek, wie denn das lichte und freundliche Städtchen an seinem Fuße noch Jauernig heißt. Als das Schloß im Hussitenkriege zerstört und von den Breslauer Bischöfen wiedererobert wurde, baute es Johannes Thurzo im Jahre 1505 von Neuem auf und nannte es Johannesberg. Seitdem sind von späteren Bischöfen mehrere Anbauten geschehen, so daß das Ganze, aus älteren und neuen Theilen zusammengesetzt, in seinen inneren und äußeren Verhältnissen unregelmäßig erscheint. Erhält aber das Gebäude, welches weit, geräumig und wohnlich ist, eben durch diese Unregelmäßigkeit einen eigenthümlichen Reiz, so ist die Gegend, die es umgiebt, von besonderer Schönheit und Abwechselung. Ein dunkles Waldgebirge, das

von Westen her in den oberen Park ausläuft, bildet die Hinterwand, aus deren grünen Abhängen das Schloß von seinem hohen Gneusfelsen über die Stadt hinausschaut in die reiche, liebliche Landschaft. Südöstlich dehnen die hohen, wellenförmigen Berge von Freiwaldau, Gräfenberg und Zuckmantel sich aus, über welche die Hockschar, in weiterer Ferne der Altvater und die Bischofskoppe hervorragen. Nordwestlich, auf der entgegengesetzten Seite, erheben sich der Warthaberg mit seiner Wallfahrtskapelle und die Silberberger Höhen, über welche hinaus der Zobtenberg sichtbar wird. Zwischen diesen beiden blauen Gebirgsarmen aber dehnt lachend und fruchtbar die weite Ebene sich aus, deren äußersten Horizont die Strehlener Hügel begrenzen. Da sieht das betrachtende Auge rechts die alte Stadt Neisse mit ihren dunklen Wällen und ihrer lichten Kreuzkirche; das freundliche Ottmachau mit seinem ehemaligen bischöflichen Schlosse und der schönen hochgelegenen Pfarrkirche; links die vier Thürme des Camenzer Schlosses und die Häuserreihen von Frankenstein; in der Mitte aber die röthlichen Mauern der alterthümlichen Stadt Patschkau; während zwischen inne eine zahllose Menge wohlgebauter Dörfer mit ihren Kirchen und Kirchthürmen,

ihren grünen Wiesen, ihren abgegrenzten Getreidefeldern, ihren schattigen Büschen und Hainen, ihren gewundenen Feld- und Fahrwegen einen wunderbaren Wechsel und Glanz über das reiche Bild ausbreiten. Wie oft stand Melchior hier und sah aus seinem Erkerzimmer, das ihm so lieb war, und in dem er nachmals seinen letzten Kampf kämpfen sollte, hinaus über die grünen Matten und Blumenboskets auf dem schönen Plateau, und über die herrlichen Baumgruppen des unteren Parks nach den blauen Bergen, wenn des Morgens die weißen Dünste aus der Ebene wie Weihrauchwolken von einem großen reichgeschmückten Opfer-Altare sich erhoben, oder wenn der stille Abend seine Schatten auf die stillen Häuser und Hütten und die müden Augen und Herzen ihrer Bewohner niedersenkte. Wie oft lauschte er hier dem Gesange der Vögel, die dem Höchsten ihr Loblied brachten, und mit deren tausendstimmigem Chor wie leise Orgeltöne das Geplätscher der Fontaine aus der Tiefe und das Murmeln des Brunnens harmonirte, der seinen vollen Strahl in das Marmorbecken unter den Fenstern jenes Zimmers ergießt. Drängte es ihn aber hinaus in's Weite, dann leiteten ihn auf der einen Seite die wohl geebneten Pfade durch die dichten, duftigen

Gänge des schattigen Parkes hinunter in den Krautenwälder Grund, wo neben dem schäumenden Waldbache zwischen dicht bewachsenen Hügeln der Weg an klappernden Mühlen, an rauchenden Kalköfen, an stillen Kapellen vorüber in die Waldeinsamkeit führt; oder er eilte auf der anderen Seite in den viel engeren, groteskeren, romantischen Krebsgrund, wo das Brausen forellenreicher Waldwasser in der Tiefe mit dem Rauschen der Fichtenwipfel in der Höhe sich mischt, und aus dem von dunkeln Nadelhölzern und hellem Birken- und Eichenlaub gemengten Waldesgrün steile Felsengruppen wie braune Geisterburgen sich erheben. Meilenweit führt der düstere Weg zwischen schäumenden Wassern und hohen Steinmauern durch das Waldesdunkel, welches an manchen Stellen nie ein Sonnenstrahl durchdringt, und selten wird die Stille der Einsamkeit durch das Geräusch einer Brettmühle oder den Schrei eines Raubvogels oder den Schuß eines Jägers unterbrochen. Hier konnte Melchior von Neuem auf Entdeckungen ausgehen, konnte steile Höhen erklimmen und in den Tiefen dem geheimnißvollen Rauschen des Waldes horchen; und war, was er nun empfand, auch nicht mehr so frisch und fröhlich, wie in der Jugend harmlosen Tagen,

so war es tiefer und erhebender. Gelöst von dem Drucke schwerer Sorgen und Pflichten, fühlte er sich in solchen Augenblicken freier und offener für die Eindrücke der Gegenwart und Vergangenheit, und es bedurfte oft nur eines leisen Anstoßes, um liebe, theure Lebensbilder frisch und lebendig in ihm hervorzurufen. So erinnere ich mich eines schönen Augustabends, an welchem wir die Ruinen der Reichsteinburg besucht, welche der Sage nach einem ehemaligen Raubschloß angehören und von steiler Felsenhöhe in den Krebsgrund hinabsehen. Als wir von unserer Wanderung heimkehrend an die Stelle kamen, wo der Wald sich lichtet und die Aussicht über grüne Wiesen und Bleichen nach dem Jägerhause sich aufthut, dessen Dach über die Birken- und Erlenbüsche hervorragt, und darüber hinaus nach Wildschütz mit dem blinkenden Kirchthurme, und weiter nach dem Gotteshausberge mit seiner weißen, weit ins Thal leuchtenden Kapelle, und endlich nach den dunkelblauen Gräfenberger Höhen, standen wir still, des schönen Anblicks zu genießen. Die Sonne warf ihre letzten Strahlen über die Landschaft, hüllte die blauen Berge in einen duftig violetten Schleier und vergoldete das Laub an den Bäumen und Sträuchern, das ein mil-

der Luftzug hin- und herschaukelte. Die Abendglocken tönten von Jauernig und den nächsten Kirchdörfern zu uns herüber, und nur einzelne Vogellaute ließen sich noch vernehmen. Der Fürstbischof hatte sich an den Rasenabhang niedergesetzt, ich aber stand neben ihm und sprach still für mich die erste Strophe von Brentano's schönem Abendliede [12]):

„Wie so leis' die Blätter wehen
In dem lieben, stillen Hain,
Sonne will schon schlafen gehen,
Läßt ihr goldnes Hemdelein
Sinken auf den grünen Rasen,
Wo die schlanken Hirsche grasen
In dem rothen Abendschein.
Gute Nacht! Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gockeleia."

Das tönte wie Glockenklänge aus der Heimath in Diepenbrock's Herz und läutete einen Festabend süßer, theurer, heiliger Erinnerungen ein. Clemens Brentano stand vor ihm, dieses componirte Talent, wo Licht und Schatten beständig durcheinander ringen; und Vater Sailer mit dem gottseligen Blick und dem heiteren Frieden, den ihm die Welt wohl stören, aber nie rauben konnte; und das Elternhaus, das theure, mit dem Bilde des milden Vaters und

der sorglich treuen Mutter und dem lebendigen Kreise der Brüder und Schwestern; und all' die verlebten Jahre, und die Personen, mit denen er verkehrt, und die Ereignisse, die ihm begegnet waren, und die wirren Pfade, die er durchwandelt. Dann war's ihm wie Einem, der von schwindelnder Höhe nun erst die Gefahren erkennt, die ihn auf steiler Bahn am Rande der Klippen und Abgründe bedroht hatten, und der nie müde werden dürfe, den zu verherrlichen, dessen gnadenvolle Hand so rettend und segnend über ihm gewaltet. Seine Stimmung war dabei weich und wehmüthig und doch klar und heiter wie die Stimmung der Abendlandschaft im Glanze der scheidenden Sonne; und sie blieb so auch auf dem Heimwege und den Abend hindurch, zumal ich dafür gesorgt, daß die Akten, die von Breslau angekommen waren, ihm erst am andern Morgen vorgelegt wurden. Und so geschah es auch sonst wohl bisweilen, daß diese Stimmung geweckt und unterhalten wurde, wenn der rechte Anklang sein Inneres traf. Darum waren ihm Gäste aus Bayern, die Genossen seiner früheren Jahre, vor Allen die aus Sailer's Zeit, am liebsten. Wer immer aus jenem Kreise übrig war, an den erging die Einladung nach Schloß Johannesberg, und wie

viele diesem Rufe folgten, die fanden in dem aufmerksamen Wirthe den alten Freund wieder. Selbst solche, die ihm fern gestanden, erfuhren seine Gastfreundschaft und er freute sich ihrer Nähe. „Herr N. hat mich besucht," schrieb er in einem Briefe nach Bayern; „Sie wissen, ich mochte ihn sonst nicht, nun aber hat mir der Anblick seiner rothen Nase in der Seele wohlgethan."

Dabei versäumte Diepenbrock die treue Abwartung seiner vielen und vielfachen Geschäfte auch in Johannesberg nicht. Das Packet mit Amtssachen kam täglich von Breslau, und wie sie pünktlich besorgt wurden, widmete er in der Zeit seines Aufenthaltes daselbst der Abwartung des österreichischen Diöcesanantheils und der Verwaltung der Bisthumsherrschaften seine besondere Aufmerksamkeit. Auch für Milderung der Noth war er unausgesetzt thätig und opferwillig, beschäftigte durch Gründung von Spinnschulen arme Kinder, durch den Bau neuer Waldwege und Parkanlagen die Erwachsenen und unterstützte durch reiche Gaben die Alten und Kranken. Auch für die Verschönerung der nächsten Umgebungen des Schlosses geschah Vieles und für seine innere Einrichtung: alles einfach, ohne jenen Aufwand, der, wie Diepenbrock zu sagen pflegte, dem

Priester übel ansteht, aber immer zweckdienlich und würdig. Wo er aber Aufwand und einen gewissen edlen Glanz nicht mied, das war bei Herstellung der Hauskapelle, die langeher in einem kläglichen Zustande gewesen. Er ließ sie, so sehr es thunlich war, gänzlich umbauen und neu ausstatten, so daß sie nunmehr die Zierde und den Schmuck des alten Bischofsschlosses bildet.

Wie gern aber Melchior auch in Johannesberg war, welche schöne und reiche Natur ihn dort umgab, welche liebe Freunde bei ihm Einkehr nahmen — es gab wohl Stunden, auch Tage, da ein Anflug von Heiterkeit sein Wesen belebte und eine freudige Stimmung auch auf seine Umgebung übertrug, aber es waren eben nur Stunden und Tage, während in der Regel ein wohl freundlicher aber doch wehmüthiger Ernst bezeugte, wie schwer die Wucht seines Amtes auf ihn drückte und wie bitter, ja peinlich ihm die Kämpfe wurden, zu denen er sich unausgesetzt gedrängt sah Aus den vielen Klagebriefen, die er aus seinem lieben Tusculum, so nannte er Johannesberg bisweilen, an mich schrieb, führe ich hier nur eine Stelle an, die aus dem September des Jahres 1847 datirt: „Daß Sie leidend sind, bedauere ich schmerzlich. Ich bin es

auch. Verdruß ist mir Gift. Wenn auch der Geist darüber hinausgeht, der Leib kommt nicht nach. Ich bin todtmüde. Was Sie mir hierüber sagen, ist Alles wahr, aber bedenken Sie nur, daß ich wie ein gepreßter Matrose auf dem schlesischen Kirchenschiff stehe, daß der Kampf gegen mein inneres Widerstreben mich seit zwei und einem halben Jahre noch keinen Tag in Ruhe gelassen, daß das Gefühl, ich tauge nicht für die Stelle, ein unüberwindliches in mir ist, und daß ich gern einem Besseren, Geeigneteren Platz machte, dann werden Sie meine letzten, nur zu wahren Aeußerungen milder beurtheilen. Auch Albertus Magnus, und ein Magnus bin ich nicht, ging unter verwandten Umständen von Regensburg wieder fort in seine stille Zelle nach Köln."

XIV.

In der That waren die Zeitverhältnisse nur allzusehr geeignet, die schwere Verwaltung der Diöcese noch schwieriger zu machen und die Kummerlast, die auf das Herz des Bischofs drückte, zu vergrößern. In Oberschlesien herrschte, durch Mißwachs und andere ungünstige Erscheinungen hervorgerufen, bitterer Mangel, der im Jahre 1847, zur wirklichen Hungersnoth gesteigert, endlich den Hungertyphus erzeugte. Es wäre unmöglich, die entsetzlichen Bilder des Elendes zu schildern, die sich damals offenbarten, und nur ein Volk, in dem der christliche Glaube und die aus ihm hervorgehende Gottergebenheit so tiefe Wurzel geschlagen, als in dem oberschlesischen, konnte einen solchen Grad der Heimsuchung ertragen, ohne zu Schritten der Verzweifelung fortgerissen zu werden; ja dies Volk war so weit davon, daß man sagen konnte: die armen Leute verschmachteten, aber sie klag=

ten nicht; sie beteten und starben. Wer vermag nachzufühlen, was Melchior's Herz bei dieser Noth seiner Kinder empfand? Er that, das Elend zu mildern, was er konnte, und gab, was er hatte; und die Priester eiferten ihrem Bischofe nach. Auch flossen, nachdem das Elend einmal bekannt worden war, die Gaben reichlich und aus ganz Deutschland zusammen, und die protestantischen Gegenden blieben hinter den katholischen nicht zurück, vielmehr waren sie es, die am liebsten ihre Beisteuern unmittelbar in die Hand des Fürstbischofs legten, zur baldigen Vertheilung an die Unglücklichen. Wenn aber auf diesem Wege und durch die Hilfe, die der Staat mit freigebiger Hand bot, auch dem bittersten Mangel gesteuert wurd, so fehlte es desto mehr an Pflege für die armen Kranken in den zerstreuten und verlassenen Orten, welche schöne Beispiele hingebender Nächstenliebe auch hier sichtbar wurden. So erbot sich ein Weltpriester, der jetzige Domherr und Domprediger Dr. Künzer, damals Spiritual im Kloster der Barmherzigen Brüder, an der Spitze von 18 Mitgliedern dieses Ordens zu möglicher Hilfe und Rettung der Leidenden nach den Stätten des Elendes zu ziehen. Und sie zogen hin mit dem Segen ihres Bischofs und erschie-

nen überall, an den heimgesuchtesten Orten, wohin die Bezirksärzte sie wiesen, als Engel des Trostes, wie die Kranken sie nannten, indem sie je zwei und zwei in die verschiedenen Gegenden sich vertheilten. Es genügt, aus den Berichten, wie die Brüder Petrus und Alphons sie damals mitgetheilt, eine Scene anzuführen, um die Höhe des Elendes und den Charakter der Leidenden daraus zu erkennen. „Wir begaben uns" — heißt es in dem Berichte — „in ein zum Dorfe Petrowitz gehöriges, in einiger Entfernung davon gelegenes Haus. Der Bote, welcher uns führte, sagte: er wisse nicht, ob die Bewohner noch leben würden. Als wir die Thür des Zimmers öffneten, mußten wir stehen bleiben, denn eine schrecklich verpestete Luft benahm uns den Athem. Fast betäubt, aber auf Gott vertrauend, traten wir ein, vernahmen aber kein Zeichen eines menschlichen Wesens. Erst als wir an die mit Stroh gefüllte ärmliche Lagerstätte kamen, sahen wir einen Mann und eine Frau darin liegen, von denen der Erstere mühsam den Kopf emporhebend uns entgegenrief: „„Leutchen, kommt nicht hierher, denn hier ist die böse Krankheit (so wurde der Typhus genannt), und ihr werdet sterben wie wir."" Die Frau war ganz entkräftet und sprachlos, und ein Kind, das zwischen

beiden lag, hielt krampfhaft die Händchen gefaltet. Während wir es versuchten, den Kranken einige Medizin einzuflößen, kroch ein bewegliches Skelet hinter dem kalten Ofen hervor. Es war ein Knabe von etwa zehn Jahren, der vor Frost und Hunger zitterte. Um den Gries, den wir mitgebracht hatten, kochen zu können, mußten wir das Holz in der Nachbarschaft betteln, und als wir denselben den Kranken brachten, hob der Eine von uns die Frau in die Höhe und der Andere suchte ihr die Nahrung einzuflößen; allein sie war nicht mehr im Stande, etwas zu verschlucken, so vertrocknet war ihr Gaumen, denn Gott allein weiß, wie lange sie ohne Nahrung gelegen haben mochte. Auch war es das Letzte, was ihr dargeboten wurde, denn bald darauf starben Mann und Frau und wurden auf demselben Wagen zur Ruhestätte gebracht."

Heldenmüthig, wie hier die Söhne des heiligen Johannes von Gott, zeigten sich auch die Priester ohne Ausnahme an allen heimgesuchten Orten, und in weniger als drei Monaten starben als Opfer ihrer Pflichttreue neunzehn oberschlesische Geistliche, meist Männer in der Blüthe der Jahre, mehrere Kapläne, die das sechsundzwanzigste Jahr noch nicht erreicht hatten. Sie ruhen unter den Tausenden ihrer Kirchkinder,

welche die Seuche hinweggerafft, und bald werden ihre Namen vergessen sein: aber im Buche des Lebens sind sie nicht vergessen, sondern eingezeichnet für den Tag der Vergeltung, wie wenig ihrer die Welt geachtet, die stumm und schweigsam an diesen Thaten heldenmüthiger Aufopferung vorübergegangen ist, die in den Tagen der bittersten Noth von katholischen Priestern und Ordensleuten geübt worden sind.

Als die Krankheit später gewichen war, mußte die sorgende Aufmerksamkeit vor Allem auf die Tausende von Kindern sich hinwenden, welche ihre Eltern verloren hatten und nun verlassen in der Welt standen. Die edle Unparteilichkeit und treue Emsigkeit, welche der nachmalige Oberpräsident der Provinz, Freiherr von Schleinitz, in dieser Sorge für die armen Waisen unausgesetzt bis zu ihrer vollendeten Erziehung an den Tag gelegt, verdient den Dank der katholischen Schlesier und erleichterte den Kummer des Oberhirten. Beide Männer vereint erließen einen Aufruf an katholische Familien zur Aufnahme solcher Kinder, und Melchior legte in einem Hirtenschreiben diese Angelegenheit dem Clerus noch besonders an's Herz und unterstellte die Listen derer, die sich meldeten, seiner speziellen Auf- und Durchsicht, damit die

Kinder zuverlässigen Händen anvertraut würden. Die in Oberschlesien für einen Theil der Waisen errichteten Bewahr- und Erziehungs-Anstalten sollten nach dem gerechten Willen des Königs unter die Obhut kirchlicher Genossenschaften und katholischer Lehrer kommen, und Melchior bemühete sich mit unablässigem Eifer um die entsprechende Auswahl.

Noch lange aber hatte der Hungertyphus in Oberschlesien sein Ende nicht gefunden, als die revolutionairen Bewegungen im März des Jahres 1848 ihren Anfang nahmen. Unerwartet kamen diese Bewegungen keinem ernsten Beobachter der Zeit und ihrer Zeichen. Wer mit offenen Augen die Erscheinungen der letzten Jahre auf kirchlichem Gebiete betrachtet, sah in dem, was nun auf dem staatlichen Gebiete sich begab, nichts weiter, als die naturwüchsigen Folgen. Der Versuch, jede, auch die zügelloseste Auflehnung gegen die Autorität der Kirche zu dulden, wohl gar beifällig zu unterstützen, dabei aber auf dem Boden des Staates das historische Prinzip und den Conservatismus festhalten zu wollen, kann nur zu einem traurigen Ausgange führen. Statt des begeisterten Rufes: Rom wird und muß fallen! tönte nun der Ruf: Nieder mit den Tyrannen und Tyrannenknechten! Statt des Kreuz-

zuges, den man noch eben auf allen Gassen gegen die Pfaffen gepredigt, wurde nun dem Adel und den Beamten der Krieg erklärt. Und während früher die Priester auf offenem Markte insultirt wurden, theilte nun das Militair mit ihnen dieses Schicksal. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit waren die Losungsworte, die man, wie goldene Weihnachtsäpfel, unter die Menge warf, und die von Allen begierig aufgenommen wurden, welche in dem allgemeinen Umsturze nichts zu verlieren, nur zu gewinnen hatten. Die Bewegung wurde zum Strome, der in seinen wilden Wassern selbst ruhige, friedliche Bürger mit fortriß, und aus allen Zeichen gab es sich kund, daß hier eine Krankheit zum Ausbruche kam, die nicht, wie ein flüchtiger Fieberparoxismus, über Nacht ihren Ablauf nehmen werde, die, ein tief und lang verhaltenes Uebel, in einer schauerlichen Erkältung des Herzens ihren Grund habe und zerstörend in die innerste Werkstätte des Lebens gegriffen. In Breslau hatte damals jeder Tag seine Geschichte. Immer neue Auftritte, neue Tumulte, neue Drohungen gegen Beamte und Obrigkeiten, nebenweg gegen den Dom, wo vermeintliche Schätze, welche die Secularisation übrig gelassen haben sollte, das Verlangen der neuen Volksbeglücker reizten. Und

dem Allen gegenüber nirgend Ernst, nirgend Kraft, nirgend ein fester, entschiedener Wille. So kam der neunzehnte März, ein Sonntag. Volksaufläufe und Zusammenrottungen hatten diesen Tag besonders ausgezeichnet und schienen auch des Abends sich nicht beruhigen zu wollen, obwohl Kürassierpatrouillen alle Straßen durchritten. Da wurde Nachts ein Uhr heftig an meiner Hausthür geschellt, und der Bediente meldete eine sofortige Kapitels-Conferenz bei dem Herrn Fürstbischof. Wenn die Zeitlage an sich und die nächtliche Stunde der Versammlung eine ernste Stimmung gab, so wurde diese Stimmung durch einen Brief aus Berlin erhöht, den man dem Fürstbischof zu dieser ungewöhnlichen Zeit übermacht hatte. Der Brief schilderte mit den lebhaftesten Farben den Straßenkampf, welcher Tags zuvor daselbst zum Ausbruche gekommen war. Militair und Volk — so hieß es — schlagen sich seit zwölf Stunden, der Kampf sei ein furchtbarer und bereits mehr Blut geflossen, als in der Schlacht bei Leipzig. Ein Ende sei nicht abzusehen. Der Brief selbst war nicht an Diepenbrock gerichtet, sondern diesem durch einen wohlwollenden und besorgten Mann in der Nacht mit dem Bemerken zugesandt worden: daß, wiebald die

Nachricht am anderen Morgen in Breslau bekannt würde, das Aergste zu gewärtigen sei. Welchen Gewaltthätigkeiten dann er, der Bischof, das Kapitel, selbst die Kathedrale ausgesetzt wären, könne Niemand vorhersehen, daher er sich verpflichtet halte, auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen und zu schleuniger Entfernung zu rathen. Wie tief der Eindruck war, den diese Mittheilung auf die nächtliche Versammlung machte; wie wenig verkannt werden konnte, daß, wären jene Nachrichten auch nur theilweise begründet, die Gefahr eine höchst bedrohliche war; wie nahe endlich die Frage lag, ob in solcher Lage ein nutzloses Preisgeben der Person in die Hände roher Horden von der Pflicht geboten werde? so stimmten die Domherren doch darin überein, daß die Kathedrale nicht allein gelassen werden dürfe, und ein Theil des Kapitels auf jede Gefahr hin zurückbleiben müsse, während der Fürstbischof mit dem andern Theile sich vor dem Ausbruche der Katastrophe zu entfernen hätten. Da nun Melchior sehr entschieden erklärte, er werde nicht weichen, so lange ein Domherr zurückbleibe, so entstand ein langer Kampf, bei welchem es nur den eindringlichsten Bitten und den ernstesten Vorstellungen der Domherren gelang, den Fürstbischof

davon zu überzeugen, daß er seine Person in diesem Falle nicht aussetzen, sondern sich einstweilen nach Johannesberg zurückziehen dürfe, wo seine Gegenwart längst nöthig geworden war, während das Domkapitel in Breslau zurückblieb. Der Abschied war ein sehr bewegter; um drei Uhr rollte der Fürstbischöfliche Wagen unter meinen Fenstern vorüber, und ich blickte ihm mit stillen Segenswünschen nach, den Tag erwartend, der für Breslau, die Provinz, das Land entscheidend werden sollte. Und der Tag kam und die Nachricht von dem Straßenkampfe in Berlin auch, wenn schon sein Umfang und seine Bedeutung jenen nächtlichen Schilderungen nicht entsprach; auch grobe Ruhestörungen und Pöbelexcesse kamen, aber die gehegten Befürchtungen erfüllten sich nicht, und da die Entfernung des Fürstbischofs niederschlagend auf Viele einwirkte, kehrte derselbe schon am folgenden Tage wieder nach Breslau zurück. Das ist einfach und wahr die Darstellung einer Begebenheit, die zu mehrfachen Entstellungen, selbst zu Verdächtigungen Anlaß geworden ist. Wer Diepenbrock und seinen ritterlichen Sinn gekannt, der weiß auch, daß er seiner Stellung und Würde vielleicht nie ein größeres Opfer gebracht hat, als da er in jener Nacht dem entschiede-

nen Andringen seines Kapitels nachgab und sich für einmal den drohenden Erniedrigungen und Beschimpfungen entzog, die nach allem Vorangegangenen mit Sicherheit gewärtiget werden mußten, wenn sich die mitgetheilten Nachrichten als durchaus begründet erwiesen hätten. Auch war die Haltung des Kirchenfürsten durch die ganze Zeit des Aufruhrs eine so entschiedene und muthvolle, daß er sich nie einer Gefahr entzog, welcher entgegenzutreten die Pflicht und sein Eifer für die Kirche und das Vaterland geboten. Wollte Gott, daß sein Vorbild in jenen Kreisen überall Nachahmung gefunden, wo diese Pflicht nicht minder geboten und dieser Eifer nicht weniger an seinem Orte gewesen wären; gar vieles Unheil wäre fern geblieben.

Am 21. März war Diepenbrock nach Breslau zurückgekehrt, und am 28. desselben Monats ertönte die mahnende Stimme des Oberhirten, welche das katholische Volk vor ungerechter Selbsthilfe und dem um sich greifenden Faustrechte verwarnt und darauf hinweist, daß auf jeder Gewaltthat Gottes Fluch haftet von Geschlecht zu Geschlecht und die Strafe nimmer ausbleibt. Das kurze aber eindringliche Hirtenwort schließt mit der Aufforderung an die Geistlichen: daß sie dem Volke das Verbot jeder Auflehnung wider

Ordnung und Gesetz ernstlich „als ausdrückliche Mahnung, als flehendliche Bitte, als heilige Beschwörung auch in seinem, des bekümmerten Bischofs, Namen, neuerdings an's Herz legen, beifügend, daß Er von seinen lieben katholischen Schlesiern erwarte, sie werden ein ruhiges, besonnenes, männliches und ehrenhaftes Betragen, durch Achtung des Gesetzes und der bestehenden Obrigkeit, durch Liebe und Anhänglichkeit an den Kaiser und den König, durch Gehorsam gegen die Kirche in dieser Zeit der Prüfung sich bewähren und so der Verheißung des Herrn (Matthäus 5) würdig machen." In dem Fastenmandat, welches er am Schlusse des Kirchenjahres, am 9. November, erließ, verglich er die Prüfung, welche die Predigt des Aufruhrs und der Nichtachtung der Obrigkeit über das Volk gebracht, mit der eben geendeten furchtbaren Heimsuchung, welche die Typhusepidemie über Oberschlesien hereingeführt. „So war die Trübsal jener Heimsuchung wohl schwer, aber sie war keine Versuchung, und der zeitige Tod endete im seligen Leben." „Ach!" — fährt er dann fort — „diesen Trost hat die Prüfung nicht, die jetzt über uns Alle gekommen ist! Auch ihre Begleiter sind Jammer, Elend und Noth, ihr Ende aber für Viele ist der Tod: der Tod

der Sünde, des Abfalls von Gott und seinem heiligen Gesetze, die Verleugnung unseres Herrn und Seligmachers Jesu Christi: und das ist der Tod der Seele im ewigen Verderben!" Und nun folgt der Hinweis auf die falschen Propheten dieser Zeit und die Warnung vor einer Freiheit, die nichts anderes ist, als die Entbundenheit von Gottes heiligen Geboten; und die Aufforderung zur Wachsamkeit und zum Gebet in diesen Tagen der Prüfung, so eindringlich, als sie nur gegeben werden können.

Noch war dieses Hirtenschreiben nicht verkündet, da erfolgte der bekannte Steuerverweigerungsbeschluß einer Fraction der Berliner National-Versammlung, welcher auch in Schlesien seinen Wiederhall fand, zumal Breslau fast der Anarchie verfallen in den Händen der Feinde der Ordnung war. Inmitten dieses Sturmes war es wieder Melchior, der am 18. November seine Stimme erhob und vor Gottes Angesicht und vor aller Welt erklärte: „daß, da Seine Maj. der König nicht aufgehört habe, unser rechtmäßiger König, d. h. unsere von Gott gesetzte Obrigkeit zu sein, die Pflicht des Gehorsams gegen ihn und insbesondere die Pflicht der Fortentrichtung der gesetzlichen Steuern an die bestellten Königlichen Behörden für jeden ka-

tholischen Christen eine unzweifelhafte heilige Gewissenspflicht sei, nach dem ausdrücklichen Ausspruche des Herrn, da er auf die gleiche Anfrage: Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben, oder sollen wir ihn nicht geben? entscheidend antwortete: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist! und nach der Ermahnung des Apostels: Gebet also Jedem das Schuldige, Steuer wem Steuer, Zoll wem Zoll, Ehrfurcht wem Ehrfurcht gebührt." — — — „Daher," so fährt er fort, „ermahne ich alle meine Diöcesanen im Namen des dreieinigen Gottes, sich in der Erfüllung dieser Pflicht nicht beirren zu lassen; ich ermahne sie, dem Könige zu vertrauen, daß er die seinem Volke gemachte Zusage gewissenhaft erfüllen werde; und in der Treue gegen ihn unwandelbar zu verharren, denn seine Königliche Gewalt ist von Gott geordnet, und wer sich ihr widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes, und die sich widersetzen, ziehen sich selbst die Verdammniß zu. Das ist," — so schließt er — „das ist nicht meine, sondern des Weltapostels göttliche Lehre. Ich aber würde Verrath an meiner Pflicht üben und meinen heiligen Eid brechen, wenn ich sie nicht bei diesem Anlasse allen meiner Hirtensorge Empfohlenen, laut und nachdrücklich, wie ich es hiermit thue, ein-

schärfen wollte." So sprach Melchior im vollen Bewußtsein der Gefahr, welcher er sich in diesen Tagen leidenschaftlicher Erregtheit aussetzte.

Dieses Wort hat damals wunderbar gewirkt, nicht nur in der Diöcese, sondern weit über ihre Grenzen hinaus, und nicht nur unter Katholiken, auch unter anderen Glaubensgenossen, ja es ist von mehreren protestantischen Kanzeln verkündet worden. Ueberhaupt schien es, als ob die sichere, würdige und entschiedene Stellung, welche die Kirche in den Tagen allgemeiner Verwirrung und drohender Gefahren behauptete, ihr einige Genugthuung für alle die Schmach und Verfolgung eintragen sollte, die sie in den vorhergehenden Jahren erfahren hatte. Nicht nur leichtsinnige Katholiken, denen ihr Glaube und dieses Glaubens heilige Pflichten bisher gleichgültig gewesen, weil ihr Sinnen und Trachten in der Sorge um das Irdische und Eitele aufgegangen war, kehrten zu der verlassenen Mutter zurück, und erkannten und bekannten laut, daß von ihr allein die Rettung ausgehen könne in dem Misère dieser Zeit; auch von edlen und gebildeten Protestanten wurde dieses Anerkenntniß und oft in einer Weise ausgesprochen, welche freilich mit den lieblosen und harten Ausfällen sogenannter protestan-

tischer Kirchtage im grellen Widerspruche stand, die nachmals in mehreren Provinzen zusammentraten, als die Tage der Gefahr vorüber waren. — Einen ähnlichen Gegensatz bildeten auch die Antworten, welche der Fürstbischof den protestantischen Predigern gab, die in jener Zeit mit ihren Familien in die katholische Kirche zurückzutreten bereit waren, wenn man ihnen ein entsprechendes Unterkommen zusichern wollte, mit den Bemühungen der Evangelical Alliance zu Berlin um Versorgungsanstalten für Priester, die, doch meist um zu heirathen, zum Protestantismus übertreten. Auch der noch vollständig vorhandene Briefwechsel mit Gräfin Ida Hahn-Hahn, die sich bei dem Cardinal zum Rücktritte in die katholische Kirche meldete, würde hieher gehören, denn er würde den Lesern zeigen, mit welchem erschütternden Ernste, mit welcher prüfenden Strenge der katholische Bischof einer vornehmen Convertitin entgegentrat, und welche Weisungen und Forderungen er an die Verfasserin der „Faustine" und der „Clelia Conti" richtete; Weisungen und Forderungen, vor denen allein nur der unerschütterliche Heldenmuth einer mit ganzer voller Hingabe ihres Wesens nach dem Heile und Frieden in Christo schmachtenden Seele nicht zurückschreckte. Ueber-

haupt ließe sich hier Vieles, recht Vieles anknüpfen, wofür sprechende Beweise aus Diepenbrock's Erfahrungen vorhanden sind, wenn es meinem Herzen nicht ebenso nahe läge, Alles, was konfessionell verletzen könnte, in diesen Blättern zu vermeiden, als ich auch weiß, daß ich so in dem Geiste des Mannes handele, dessen Leben wir betrachten und der die Verbitterung unter den Konfessionen nicht für das Geringste unter den Uebeln der Zeit hielt. „Wenn man doch bedenken wollte," — so ließ er sich oft vernehmen — „daß es sich in den gegenwärtigen Tagen auf dem religiösen Gebiet viel weniger um Katholicismus und Protestantismus als um Christenthum und Heidenthum, und zwar um das schlimmste das moderne Heidenthum handelt; so wie es sich in manchen Ländern oder doch sicher bei sehr vielen Unzufriedenen weniger um Monarchie und Republik als um Regieren und Nichtregieren handelt. Die Prophezeiung eines großen Staatsmannes (Burke) scheint sich erfüllen zu wollen: „„Es wird eine Zeit kommen, wo die Fürsten aus Politik Tyrannen werden, weil die Unterthanen aus Prinzip Rebellen geworden sind."" Was wir in diesen Tagen erfahren haben, sind nur die Vorboten viel größerer Umwälzungen, welche Europa bevorstehen.

Wer ist in solchen Zeiten sicherer als ein Priester, der fern von politischen und religiösen Zwisten sich in die feste Burg der Kirche zurückzieht, an deren Mauer die Schwerter so vieler Despoten zersprungen sind. Viele tausend Stürme und Unwetter sind über diese Burg dahin gefahren, sie haben die Wiege der Kirche umbraust, sie haben ihre Jugend nicht zu erschüttern vermocht, sie werden auch die zweitausendjährige Veste nicht niederwerfen. Und mag der Krieg Aller gegen Alle entbrennen und wie eine neue Sündfluth die Länder überschwemmen, die Arche des Herrn wird über den Wogen schwimmen, bis die Taube des Friedens verkündet, daß die Wasser gewichen sind und ein neuer Frühling die Erde bedeckt." —

XV.

Bei den Wahlen für das deutsche Parlament, welche in jener Zeit stattfanden, fielen die Stimmen an drei Orten auf den Fürstbischof, und je größer die Wichtigkeit war, welche man damals der Versammlung zu Frankfurt beilegte, um so weniger durfte er sich dieser Erwählung entziehen. Alle, auch die schlagendsten Gründe, welche er dagegen anführte, blieben unbeachtet, und selbst das Capitel, wie schwer es den Bischof in jener Zeit vermißte, entschied sich dafür, daß er auch diesen Wermuthskelch, und ein solcher war es ihm, leerte. Nachdem Melchior sich zur Annahme der Wahl des Oppelner Kreises bereit erklärt, verließ er am 15. Mai Breslau und reiste über Berlin und Köln nach der schön gelegenen Mainstadt. In Köln hatte er eine längere Zusammenkunft mit dem Erzbischof v. Geissel, der als Abgeordneter für Berlin erwählt war und von dem er schon vor Antritt des Bis-

thums Auskunft über die kirchlichen Verhältnisse in Preußen erbeten und in tiefeingehender Weise erhalten hatte. Beide Kirchenfürsten erkannten wohl, wie ihnen eine Versammlung der deutschen Bischöfe in dieser ernsten erschütternden Zeit näher liege als die Volksvertretung in Frankfurt und Berlin und kamen schon damals überein, daß von Geissel auf die Oberhirten des westlichen, von Diepenbrock auf die des östlichen Deutschlands für das Zustandekommen einer solchen Versammlung einwirken wollten.

In Frankfurt war der Fürstbischof kein Fremdling. Da waren die Häuser des edlen Geh. Rathes Schlosser, des verstorbenen Schöff Brentano, dessen geistreiche Wittwe Gelehrte und Künstler um sich sah, des feingebildeten Dr. Passavant, des Professor Steingaß, eines Schwiegersohnes von Görres, ihm alle aus Sailer's Zeit her befreundet; auch fand er in der Nationalversammlung selbst alte Bekannte, wie Professor Phillips aus München, wieder, und es lag nur an ihm, sich zum Mittelpunkte eines Kreises ausgezeichneter Männer zu machen. Allein die Luft in der Paulskirche bekam ihm nicht. Wie die Weisheit, so hatte auch die Thorheit ihre Vertreter nach der alten Kaiserstadt gesendet, und nicht nur die Thorheit. — Neben dem, was das

Vaterland aus allen Schichten der Gesellschaft und allen politischen Färbungen Tüchtiges aufzuweisen hatte, standen auch die Sachwalter der deutschen Sansculotten, die nöthigen Falls, wie der 18. September bewiesen, bereit waren, mit Mord und Todschlag ihrer Sache Nachdruck zu geben. Schon die ersten Sitzungen überzeugten unseren Diepenbrock, daß aus diesem Boden kein deutscher Friedenshain erwachsen würde, und die widrigen Eindrücke, die er dort empfing, wirkten so nachtheilig auf seine Gesundheit, daß er nach kurzer Zeit schwer erkrankte. Als ich, ebenfalls zum Mitgliede der Frankfurter Nationalversammlung erwählt, ihn im Juli, nach zweimonatlicher Trennung, wiedersah, erschreckte mich sein Aussehn und flößte mir schon damals ernstliche Besorgnisse ein. Er legte deßhalb auch sein Mandat nieder und begab sich auf Andringen des Arztes nach Soden, dem schönen Taunusbade, wohin sich damals auch der päpstliche Nuntius, Erzbischof Viale Prela, von Wien zurückgezogen hatte. Mit diesem ausgezeichneten Prälaten verlebte Diepenbrock daselbst vier Wochen im Genuße einer schönen Natur und versammelte vor seiner Abreise seine näheren Freunde aus der Paulskirche am 27. August noch einmal um sich, einen Kreis edler Männer, wie von Radowitz,

Döllinger, Phillips, Lassaulx, Beda Weber und Andere, von denen Manche ihm schon in das Reich des Friedens gefolgt sind. „Kommen Sie bald nach" — sagte er mir beim Abschiede — „es ist eine verlorene Zeit, die Sie in Frankfurt zubringen, wir haben in Breslau Besseres zu thun." In der That rief er mich am 15. October ab, aber nicht nach Breslau, sondern nach Würzburg, wo ich seine Stelle in der bischöflichen Versammlung vertreten sollte, die nun durch die Bemühungen des Erzbischofs v. Geissel und das Zusammenwirken anderer ausgezeichneten Kirchenfürsten zu Stande kam und am 23. October eröffnet wurde. Es war eine große, erhabene Erscheinung — diese Versammlung deutscher Bischöfe, die seit so langen Zeiten hier zum ersten Male wieder in der Stadt des heiligen Kilian abgehalten wurde, und unter welchen Verhältnissen! Der heilige Vater in seiner eigenen Stadt ein Gefangener; Anfechtungen von Allen Seiten; Drohungen von Nahe und Ferne; Unsicherheit und Zerrüttung, wohin der Blick sich wendete: und inmitten so vieler Bekümmernisse und Gefahren, inmitten des Unglaubens und der Frivolität, die so laut ihre Stimme erhoben redete die Kirche hier dieselbe Sprache, die sie seit 18 Jahr-

hunderten gesprochen, die Sprache der Ruhe in der Unruhe, die Sprache der Einigkeit in der Zerrissenheit, die Sprache der Liebe und des Friedens in Haß und Auflehnung. Diepenbrock brachte jene Zeit in Johannesberg zu und kehrte erst wenige Tage vor mir nach Breslau zurück. Aber auch jetzt sollte seines Bleibens hier nicht sein. War es ihm seiner andauernden Kränklichkeit wegen nicht möglich gewesen, der Versammlung deutscher Bischöfe zu Würzburg beizuwohnen, so rief ihn die Versammlung österreichischer Bischöfe nach Wien, wo er im Verein mit dem gegenwärtigen Cardinal von Rauscher, damals noch Bischof von Seckau, und dem Cardinal Fürsten zu Schwarzenberg eine hervorragende Thätigkeit bei den Verhandlungen entwickelte, die Oesterreich auf kirchlichem Gebiete einer neuen Zukunft entgegenführen sollten. Der weise und edle Geist des jugendlichen Kaisers hatte unter den erschütternden Lehren, welche die gewaltigen Erscheinungen in jener Zeit den Völkern und Völkerhäuptern gegeben, die eine große Hauptlehre nicht unbeachtet gelassen: daß Fürsten, welche über die Kirche eine Herrschaft üben wollen, die ihnen nicht gebührt, als Strafe die Herrschaft über den Staat verlieren, die ihnen von Gott und

Rechtswegen zusteht. In dieser heilvollen Erkenntniß ist der Grund zu dem Concordate zu suchen, das Franz Joseph, unbekümmert um das Geschrei der Unwissenheit, der Thorheit und Bosheit, mit eben so viel Weisheit als Entschiedenheit in's Werk gerichtet, und wenn auch jene Versammlung der Bischöfe zu Wien im Jahre 1849 dazu nicht den Grund gelegt, so hat sie doch die ersten Schritte gethan, die Kirche aus den Fesseln einer Bevormundung zu befreien, welche, aus einem Gemisch von Gallikanismus und Illuminatismus hervorgegangen, noch keinem Staate Segen gebracht; denn soll die Heilsanstalt, die Christus mit seinem Blute erkauft hat, für den einzelnen Menschen und für die Völker den Reichthum ihrer himmlischen Segnungen entwickeln, so muß ihr dafür auch die nothwendige Freiheit gewährt sein. In dieser Beziehung war jene bischöfliche Versammlung zu Wien eine hochwichtige.

Während Diepenbrock in jener Versammlung thätig war, wurde mit seiner Zulassung und zu seiner Freude der zweite katholische Central-Verein am 9., 10. und 11. Mai in Breslau abgehalten, obwohl die aufständischen Bewegungen, welche Deutschland noch immer beunruhigten, eben damals in Breslau

bis zu Barrikadenbauten und Straßenkämpfen gestiegen waren, und die Deputirten, welche aus allen Theilen Deutschlands herbeieilten, unter dem Gewehrfeuer der Streitenden einzogen. Als man bei dem Gouverneur von Breslau die Erlaubniß zur Abhaltung der Vereins-Versammlungen nachsuchte, antwortete derselbe: „Ich wollte, ganz Breslau wäre ein solcher Verein, dann wäre kein Belagerungszustand nothwendig.“ So dachte man noch im Jahre 1849; unter welche polizeiliche Controle die katholischen Vereine später gestellt worden sind, da die Tage wieder ruhiger wurden, ist männiglich bekannt.

Im Juni kehrte der Fürstbischof von Wien zurück, und seine Hauptsorge war nun darauf gerichtet: die von dem Staate der Kirche gewährleistete Freiheit und Selbstständigkeit in allen Richtungen zur Anwendung zu bringen. Schon nach der Publikation der Verfassung vom 6. December 1848 hatte er eine Commission niedergesetzt, um die Bestimmungen zu prüfen, welche die Kirche und Schule betrafen, und die Verhältnisse zu ermitteln, welche durch die gewonnenen Vortheile eine Veränderung erlitten. Auch mit den anderen Bischöfen der Monarchie war er über diese Gegenstände in Verbindung getreten und hatte durch

Austausch der angestellten Ermittelungen ein reiches Material gesammelt. Da ihm durch die Verfassungsparagraphen über die Schule und durch die in der officiellen Denkschrift des Ministers über dieselben aufgestellten Grundsätze die Rechte der Kirche und namentlich die des fürstbischöflichen Stuhles gefährdet schienen, ließ er eine eigene Denkschrift über diese Rechte ausarbeiten und unter die Abgeordneten vertheilen. Als später die Revisionsarbeit durch die Kammern vollendet und Sr. Majestät zur Sanction vorgelegt wurde, entwickelte er zu Ende des Jahres 1849 nochmals die Punkte, durch welche er seine und der Kirche Rechte verletzt glaubte, auf ernste und nachdrückliche Weise. Auch ist bekannt, in welcher Art er, als der Eid auf die Verfassung von den Geistlichen gefordert wurde, die ein Staatsamt bekleideten, die Rechte der Kirche und das Gewissen der Priester vertheidigte, und mit welcher Entschiedenheit er in dieser Sache sich zweimal gegen den Cultusminister erklärte.

In seinem Fasten-Hirtenbriefe, den er am Schlusse des Jahres 1849 am 6. November erlassen, schärfte er von Neuem die göttlichen Gebote des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit ein, bezeichnete aber auch die göttlich gezogene Grenze dieses Gehorsams. „Und

wenn wir" — sagt er darin — „wenn wir den Menschen gerne gehorchen, weil es Gottes Wille ist, so hört der Gehorsam von selber auf, sobald das Gebot der Menschen wider Gottes Willen ist. In einem solchen Falle, den Gott verhüte! wo man durch neue oder alte Gesetze und Einrichtungen uns zu Dingen verpflichten wollte, die gegen Gottes Willen, gegen die göttlichen Lehren und Vorschriften unserer heiligen Kirche und gegen ihre geltende Verfassung und ihre unveräußerlichen Rechte anstreiten und darum unser katholisches Gewissen verletzen, in einem solchen Falle würden wir, nicht die Fahne des Aufruhrs schwingen und Empörung durch das Land rufen, oder in's Geheim gemeine Sache machen mit denen, die solches nicht scheuen, sondern wir würden ruhig, fest und offen zu den Gesetzgebern und Machthabern sagen: „„Dies ist uns nicht erlaubt! Wir achten Eure Gewalt und gehorchen ihr willig in allen irdischen Dingen; aber das Heilige, das Himmlische, das uns anvertraut ist, unterwerfen wir ihr nicht. Thuet, was Ihr Eures Amtes erachtet, wir wissen zu leiden, zu beten, und, wenn's sein muß, zu sterben!"" Verlasset Euch darauf, Geliebte! daß Euer Bischof, wenn es dahin käme, in Euer Aller Namen so zu

sprechen wissen würde mit Gottes Beistand. Damit es aber dahin nicht komme, so gebrauchet, Ihr Katholiken! die wohlerworbenen gesetzlichen Rechte, die Euch als freien Staatsbürgern zustehen; gebrauchet sie zum Schutze Eures Gewissens, Eures Glaubens und Eurer Kirche. Denn nicht soll der freie Staatsbürger im gehorsamen und demüthigen Christen untergehen, sondern jener soll mit seinen Rechten diesen schützen." Auch an den Clerus und das Volk seines österreichischen Diöcesan-Antheils richtete er ein ernstes und entschiedenes Wort über die selbstständige Verwaltung kirchlicher Angelegenheiten, als ein Jahr nach Beendigung der bischöflichen Versammlung zu Wien ein einstweiliger Abschluß mit der Staatsregierung erreicht war. Sein Hirtenbrief vom 5. Mai 1850 behandelt die schwierigen Fragen mit einer Klarheit und Faßlichkeit, welche sie auch dem Geringsten aus dem Volke verständlich machten, ein Vorzug, der Alles, was Bischof Melchior sprach und schrieb, auszeichnete, weil seine Rede stets von dem Lichte der ewigen Wahrheit durchleuchtet war, welche aus der Kirchenlehre fließt. Auch dieses Hirtenschreiben hat mächtig auf den Geist des Clerus und des Volkes gewirkt.

Bei solcher Wirksamkeit für die Autorität des Staates und die Selbstständigkeit der Kirche vergaß Melchior keinen Augenblick, was der Diöcese zu einem segensvollen Anbau ihres großen und weiten Ackerlandes unter so vielen störenden und nachtheilig oder hindernd einwirkenden Elementen Noth that. Er hatte für diesen Anbau gleich Anfangs die Hilfe von Ordensleuten vermißt, nicht daß er die Arbeit der Weltpriester unterschätzte, sondern weil es im Gebiete der Kirche Thätigkeiten giebt, die besser von Ordenspriestern, und andere, die entsprechender von Weltpriestern besorgt werden, und dann auch, weil für eine wirkliche Seelsorge der großen und meist zerstreuten Gemeinden die Kräfte der Letzteren überall nicht ausreichen. Auch liebte Diepenbrock die Klöster, wenn sie vom Geist ihrer heiligen Regel erfüllt und geleitet wurden. Sie waren ihm Blüthen am Baume der Kirche, welche, aus dem Bedürfnisse der Zeit hervorgewachsen, für ihre Zeit zur heilvollen Frucht reiften. Wenn diese Zeit vorüber ist, meinte er, dann fallen sie ab und der Baum treibt neue Blüthen und Früchte. Darum wünschte er neben den neuen frommen Genossenschaften nur diejenigen älteren Orden beibehalten, die noch genügende Lebenskraft in sich

haben. Daß die große Menge in unserer flachen, abgestandenen, tiefversinnlichten Zeit kein Verständniß mehr für das Ordensleben habe, daß bei ihr der Reue eine Zelle, dem Unglück eine Zuflucht, der Unschuld ein Asyl, der Wissenschaft eine von den Sorgen und Störungen der Welt unberührte Werkstätte hinter heiligen Mauern eröffnen, so viel heißt, als den Müßiggang befördern, wußte er sehr gut; aber er wußte auch, daß die Erziehung der Jugend, die Pflege der Kranken, die Rettung der Gefallenen, die Sorge um das ewige Heil der Seelen in Städten und auf dem Lande Klöster fordern, und erklärte es für eine Verfolgung der Kirche, wenn sie verhindert würde, ihre Bedürfnisse nach ihren Grundsätzen und ihrem Geiste zu befriedigen. Die Franziskaner von der strengen Regel des heiligen Petrus von Alkantara waren ihm daher eine willkommene Erscheinung, als sie mit Empfehlungen von Rom bei ihm einsprachen und Neigung für eine Niederlassung in seiner Diöcese zeigten. Ueber ihre Aufnahme schrieb er dem Könige: „Ich habe diese Mönche bei mir behalten, weil der Geist der Demuth, der Entsagung und der Liebe, der aus ihrer ganzen Erscheinung spricht, das beste Pflaster auf die Krebswunde unserer Zeit ist, auf das

Zehrfieber der Genuß-, Hab- und Herrschsucht. Sie sind Mäßigkeitsprediger für die Oberschlesier, ehe sie noch ihre Sprache reden, denn die arme Kutte des heiligen Franziskus redet alle Sprachen." Auch würden die beiden Klöster, welche diese Mönche in Oberschlesien erbauten, gewiß Stätten des Segens für die Diöcese geworden sein, wenn nicht die Verirrung eines Einzigen unter ihnen diese jungen Anpflanzungen zu Grunde gerichtet hätte.

Glücklicher war Melchior bei der Berufung weiblicher Congregationen. Den armen Schulschwestern, die er aus Bayern herbeizog, wurde das Waisenhaus ad matrem dolorosam übergeben und ihre Wirksamkeit zeigte sich so segensreich, daß ihnen auch die Elementarklassen der Mädchen auf dem Dome anvertraut werden konnten. Den barmherzigen Schwestern des heiligen Vincenz von Paul wurden die Typhuswaisen zugetheilt, und nachdem diese entlassen worden waren, wurden die Krankenhäuser zu Beuthen und Ratibor von ihnen besorgt. Den barmherzigen Schwestern des heiligen Carl Barromäus wurde das Ober-Hospital in Neisse und das Hedwigs-Krankenhaus in Berlin überwiesen, und ihre Filial-Anstalten haben sich seitdem über ganz Schlesien ausgebreitet. Mit armen Krankenschwestern

aus dem dritten Orden des heiligen Franz von Assisi aber wurde das neu errichtete Adalbertshospital in Oppeln besetzt. Sorgte Melchior in solcher Weise nach Kräften und überall mit persönlichen Opfern für die religiöse Erziehung der Jugend und für die fromme Pflege und Wartung der Armen und Kranken, so lag ihm die Weckung und Belebung des Glaubens und kirchlichen Sinnes in Clerus und Volk nicht minder am Herzen. Was die zu Würzburg versammelten Bischöfe zur Erreichung dieses Zieles empfohlen hatten, richtete er in's Werk. Für den Clerus wurden Exercitien, anfangs von dem damaligen Pfarrer Dr. Westhoff, später von Ordenspriestern, und für das Volk Missionen durch die Väter der Gesellschaft Jesu und durch Redemtoristen abgehalten, die er aus der Ferne berief. Hieraus ergiebt sich schon, wie irrig die Meinung ist, daß Diepenbrock kein Freund der Volksmissionen gewesen sei. Ein Schreiben an den König von Bayern, in welchem er sich über die in Schlesien abgehaltenen Missionen und insbesondere auch über die Jesuitenmissionen ausläßt und das im Entwurfe noch vollständig vorhanden ist, widerlegt jene Meinung von Grund aus. Melchior sah in den Missionen keine Universalmittel, mit denen immer und überall Hilfe

geschafft werden könnte, sie erschienen ihm in ihren Wirkungen vielmehr bedingt durch die Thätigkeit der Pfarrgeistlichen, welche die Gemeinden dafür zu bereiten und die empfangenen wohlthätigen Eindrücke nachmals zu pflegen und zu guter Frucht heranzuziehen haben; darum verglich er die Missionen mit einem erfrischenden Gewitterregen, der über hartgetretenes Erdreich hinabfließt, in den aufgelockerten Boden aber eindringt und bei treuer Abwartung des Ackers herrliche Früchte treibt. Am eifrigsten aber zeigte sich Melchior und am freigebigsten brachte er Opfer, wenn es galt, für arme verlassene Gemeinden neue Pfarreien zu gründen oder mindestens neue Seelsorgerstellen zu errichten, und Schulen entweder wiederzubeleben, wo sie aus Mangel an Mitteln dem Erlöschen nahe waren, oder in's Dasein zu rufen, wo sie bisher gänzlich gefehlt hatten, und so neue Mittelpunkte kirchlichen Lebens zu schaffen. Auch auf die höheren Unterrichts-Anstalten richtete er seinen sorgenden Blick, und nachdem er bei dem Antritte seines Amtes für die Vervollständigung der theologischen Fakultät thätig gewesen, so gelang es ihm jetzt, durch sein Benehmen mit dem Königlichen Ministerium auf eine eingehendere Pflege des religiösen und kirchlichen Geistes an den Gym-

nasien zu wirken, wie er denn auch einen besonderen Commissarius, den Domherrn Dr. Baltzer, zur Untersuchung des Religionsunterrichtes und des kirchlichen Lebens an alle katholischen Gymnasien der Diöcese sendete.

Bei einer so umfassenden, treuen Wirksamkeit für das Heil der großen, ihm von Gott anvertrauten Heerde sollte dem Fürstbischofe Melchior noch ein neues Feld der Thätigkeit aufgethan werden, dem er sich unter den obwaltenden Umständen kaum entziehen durfte, wollte er die Sache selbst nicht in Gefahr bringen. Es handelte sich nämlich darum, auch dem religiösen Bedürfnisse der katholischen Soldaten im preußischen Heere gerechter zu werden, als bisher geschehen war, und dafür die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Da eine definitive Regelung dieser wichtigen Angelegenheit lange und vielfache Verhandlungen forderte, so sollte Melchior, nach dem Wunsche Sr. Majestät des Königs, für einmal die oberste Leitung der katholischen Militärseelsorge übernehmen, um mit ihm und durch ihn mit Rom und den übrigen Bischöfen eine bestimmte Organisation in's Werk zu setzen. Durch ein Breve vom 24. October 1849 wurde er zum apostolischen Vikar für die preußische Armee ernannt und

durch seine Fürsorge sofort zu Berlin, Breslau, Glogau, Neisse, Posen, Danzig, Köln und Mainz neue Seelsorgerstellen errichtet, ein Feldpropst angestellt und die Berufung von Geistlichen nach Bromberg und Erfurt in Aussicht gestellt. Wegen Errichtung eines katholischen Militärwaisenhauses oder der paritätischen Wiederherstellung des Annaberger Waisenhauses wurden durch zwei Jahre vergebliche Anstrengungen gemacht, auch die dem katholischen Gewissen entsprechende Berücksichtigung in der Militärkirchenordnung zwar in Aussicht gestellt, aber nicht in's Werk gesetzt, und manche anderweitige trübe Erfahrungen in diesem Zweige seiner amtlichen Wirksamkeit dem treuen Hirten nicht erspart.

Wer begreift nicht, wie schwer die Last eines solchen Tagwerkes auf einen Mann von Diepenbrock's Herzen drücken mußte, in einer Zeit zumal, wie die gewärtige, und unter Heimsuchungen, wie sie über die Kirche im Großen und Ganzen hereingebrochen waren. Mit tiefer Betrübniß blickte Melchior auf Italien und das Schicksal des heiligen Vaters hin, der, aus Rom entflohen, in Gaëta eine Zuflucht suchen mußte. „Sie können seinen weltlichen Thron erschüttern," sprach er mit bewegtem aber zuversichtlichem Herzen, „den Stuhl

des heiligen Petrus nimmermehr; nur mächtiger noch, als selbst von den Höhen des Vatikans, wird die Stimme des edlen mißhandelten Pius aus der Verbannung in die Herzen der Gläubigen dringen. Doch müssen wir zu beten nicht müde werden, daß der Herr auch diese Heimsuchungen seiner Kirche zu ihrer Läuterung und Verherrlichung dienen lasse." Ein nicht geringer Trost wurde ihm durch die Theilnahme bereitet, welche das katholische Volk an dem Schicksale des heiligen Vaters offenbarte. Neben unablässigen Gebeten, die täglich zum Himmel aufstiegen, wurde Diepenbrock von mehreren Seiten zu Sammlungen für das Oberhaupt der Kirche aufgefordert. „Wir wollen" — so hieß es — „in den Erweisungen unserer Liebe hinter anderen Diöcesen nicht zurückbleiben, wo solche Gaben schon gesammelt worden." Darum entsendete Melchior am Feste des heiligen Nährvaters Joseph 1849 sein Hirtenwort an die Gläubigen, in welchem es heißt: „Was ich im eigenen Herzen längst getragen, und im liebenden Hinblicke auf den erhabenen Dulder in der Ferne, und im sorgenden Hinblicke auf die drückende Noth in der Nähe lange erwogen, dem sind nun die fragenden Wünsche frommer Gläubigen entgegengekommen: ob nicht auch unter uns,

nach dem Vorgange der Katholiken in Frankreich und England, und selbst dem schwer heimgesuchten Irland, für den aus seinem Staate vertriebenen, hartbedrängten heiligen Vater eine Sammlung auf kirchlichem Wege veranstaltet werde? Ich weiß sehr wohl, Geliebte," — so fährt er fort — „daß der gegenwärtige Augenblick kein günstiger ist für eine solche Sammlung. Den Druck der traurigen Zeitverhältnisse fühlt Jeder und die Noth klopft an alle Thüren. Darum bin ich auch weit entfernt, Euch mit schönen Worten zu dieser Spende bereden zu wollen. Der edle Pius selbst würde mir darum zürnen! Es bedarf aber auch schöner Worte nicht, wo es sich darum handelt, durch die That zu beweisen, daß die katholische Liebe unter uns nicht erloschen ist; daß dieselbe Bereitwilligkeit zu einer Liebessteuer, welche der Apostel Paulus an den Gläubigen von Macedonien und Achaja rühmte (II. Cor. 8. u. 9), auch heute noch unter den Katholiken Schlesiens, wie unter denen Frankreichs, Englands und selbst des armen Irlands wohnt, weil dieselbe Gnade Gottes noch in seiner Kirche waltet, die damals die macedonischen Christen beseelte, als sie, obwohl unter dem Drucke vieler Trübsale, dennoch mit übergroßer Freude sich herandrängten und sich in ihrer

Armuth um so reicher zeigten in der Fülle ihrer Glaubenseinfalt, und fleheten mit vielen Bitten den Apostel um Annahme ihrer Beisteuer, damit sie Theil hätten an der Dienstleistung, die den Heiligen, den bedürftigen Brüdern der Mutterkirche zu Jerusalem gewidmet war." Reiche Gaben wurden von Schlesien nach Gaëta gesendet. Dabei aber ließ es die Liebe und Verehrung Melchior's für Pius IX. nicht bewenden. Als der Letztere wieder nach Rom zurückgekehrt war, gründete der Fürstbischof zum Andenken an dieses für die katholische Welt freudenvolle Ereigniß die Fundatio Piana mit 20,000 Thalern als Grundkapital für das Knabenseminar, indem er zugleich auf die Bestimmungen seines Testamentes als Vervollständigung dieser Ausstattung hinwies. Eben so gründete er schon bei seinen Lebzeiten für seinen österreichischen Diöcesanantheil den Melchiorfond mit 40,000 Gulden, dessen Zinsen zu drei Viertheilen unter die ärmsten Kapläne und zu einem Viertheil unter die ärmsten Schullehrer vertheilt werden sollen. Nicht minder edel und aufopfernd, wie hier für arme Priester und Lehrer, offenbarte sich seine väterliche Fürsorge für Wittwen und Waisen, Arme und Kranke. In seiner Vaterstadt Bocholt kaufte er das elterliche

Haus an sich und schenkte es der Commune als Krankenhaus, unter der Bedingung, daß es der Leitung barmherziger Schwestern überwiesen und unter Aufsicht des Bischofs gestellt werde. Kein wohlthätiges Institut im Umkreise seiner Wirksamkeit blieb ohne Unterstützung, mochte es nun für katholische Zwecke bestimmt sein oder nicht. Seine Freigebigkeit gegen Nothleidende war so groß, daß er sich nicht selten augenblicklichen Verlegenheiten bloßgab, und wenn er, bei den übelen Erfahrungen, die seine Arglosigkeit dabei machte, später vorsichtiger und mißtrauischer wurde, so zeigte sich dagegen seine Wohlthätigkeit für die stille, verschämte Armuth um so reicher. Auch denen, die nur Rath und Trost bei ihm suchten, war sein Ohr und Herz immer offen, und wenn schon die Meisten, die ihm naheten, die Ueberlegenheit seines Geistes fühlten, so lag in diesem Gefühle für sie nichts Demüthigendes, weil Melchior es verstand, solchen gegenüber, die sich nicht auf gleicher Höhe mit ihm befanden: nicht sich herabzulassen, sondern sie zu sich emporzuheben. Es lag in seinem Wesen, das ist von Vielen ausgesprochen worden, etwas Unnahbares, das aber durch das natürliche Wohlwollen, welches aus allen seine Zügen sprach, gemildert wurde; und

dieses natürliche Wohlwollen, gepaart mit dem angeborenen Adel seiner Erscheinung, gewannen ihm jenes allgemeine Vertrauen, das er weit über seine Diöcese hinaus bei allen Glaubensgenossen fand, und erhoben ihn zugleich über die Sphäre persönlicher Angriffe und Verdächtigungen derer, die, zu niedrig, um sich zu dem Höheren zu erheben, es für gleichviel halten, wenn sie das Höhere zu sich in den Staub ziehen.

XVI.

So viele Vorzüge und Tugenden, so treues Hirtenwalten konnten in Rom nicht unbemerkt bleiben, und da Pius darauf bedacht war, in seinem Cardinals-Collegium alle Nationen in entsprechender Weise vertreten zu sehen, und darum für vakante Cardinalstellen mehrere deutsche Bischöfe berief, war Melchior v. Diepenbrock unter den Erwählten. Schon die ersten vorläufigen Nachrichten darüber erweckten eine allgemeine Freude in der Diöcese; nur Einer theilte diese Freude nicht, derjenige, welchen sie zunächst betraf. Als er über seine Erhöhung Gewißheit erlangt hatte, wendete er sich sogleich an den heiligen Vater und bat auf das dringendste: diese seltene Auszeichnung auf einen Anderen, Würdigeren zu übertragen, da das hohe Kirchenamt, dem er sich gegen seine Neigung nur nach dem ausdrücklichen Wunsche Gregor des XVI. unterzogen, ihn schon zu Boden

drücke, und neue, noch höhere Würden für ihn eine Last wären, die zu tragen er sich für unfähig erklären müsse. Um aber dieser Bitte größeren Nachdruck zu geben, wendete er sich gleichzeitig an Se. Majestät den König, indem er Höchstdessen vielvermögende Unterstützung seines Gesuches beim heiligen Stuhle ansprach. „Ich muß" — so schrieb er — „Ew. Königl. Majestät allerehrfurchtsvollst versichern, daß ich diese hohe Kirchenwürde entschieden nicht wünsche, und daß ich mit der innigsten Dankbarkeit für des heiligen Vaters so außerordentlich wohlwollende Gesinnung für mich den aufrichtigsten Wunsch und die dringendste Bitte verbinde: es möge die Verleihung dieser hohen Auszeichnung an mich unterbleiben. Ich trage zwar diese Bitte dem heiligen Vater ebenfalls vor, halte es jedoch für meine Pflicht, Ew. Königl. Majestät von dieser meiner unwandelbaren Gesinnung und Absicht gehorsamste Kenntniß zu geben, mit dem ehrerbietigsten Wunsche, daß es Ew. Königl. Majestät gefallen möge, mich bei jener Bitte an den heiligen Vater huldreichst zu unterstützen. Meine Motive brauche ich, weil ich das Glück habe, von Ew. Majestät gekannt zu sein, nicht näher anzuführen. Das Sprichwort: Dignité oblige enthält sie. Da ich

schon jetzt meine geringen Kräfte meinen obliegenden schweren Pflichten kaum mehr gewachsen fühle, so kann ich mich zur Uebernahme eines noch weiteren Pflichtenmaßes mit gutem Gewissen nicht verstehen." Der König ging auf dieses Ansuchen nicht ein und antwortete erst zwei Monate darauf, als Melchior sich zur Uebernahme der neuen Würde schon bereit erklärt hatte. Nachdem Se. Majestät in der wohlwollendsten Weise die Gründe der Nichtintercession angeführt, fährt Höchstderselbe fort: „Ich muß gestehen, daß ich vor Freude über die Coincidenz der päpstlichen Ansichten mit den meinigen alle Ihre Tribulationen vergessen habe, zumal ich bald darauf durch Sie erfuhr, daß Sie sich im Gehorsam dem Willen des heiligen Stuhles gebeugt. Da nunmehr Alles in Ordnung ist, so müssen Sie, Eminentissime princeps! es schon leiden, daß ich Ew. Eminenz aus dem Grunde meines Herzens meinen freudigen Glückwunsch ausspreche. Er ist wahrhaft aufrichtig und vom ächtesten Gepräge. Ich wünsche auch der deutschen Kirche Glück zu Ihrer Erhebung und dem Breslauer Stuhl, auf dem seit dem Grafen v. Sinzendorf kein Cardinal gesessen ist. Aber auch mir wünsche ich Glück, theuerster Fürst! daß einer meiner treue-

sten und liebsten Freunde mit der höchsten Kirchenwürde Roms bekleidet ist und dadurch an Ansehn und Gewicht gewinnen muß. In einer Zeit, wo so Viele, vom Parteiwahnsinn verderbt, das Demoliren meines Hauses als Königstreue ausschreien, kann ich's nur mit herzstärkender Rührung sehen, wie ein Fürst der Kirche, zu der ich nicht gehöre, an der Spitze alles Edlen, Treuen, Gewissen steht, welches allein aus dem lautern Born des wahren Christenthums fließt. Daher der Werth, den jedes liebe Wort, welches von Ihnen ausgeht, für mich hat; daher die lebhafte Dankbarkeit, mit der ich solche Worte empfange und beantworte."

Obwohl die Briefe des Königs nach Diepenbrock's Tode auf höchstes Verlangen zurückgegeben worden sind, so finden sich in dem Nachlasse des Verstorbenen theilweise Abschriften und Notizen sehr schätzenswerther Art. Ich habe das vorstehende Bruchstück daraus anführen zu dürfen geglaubt, weil es ein ebenso schönes Licht auf das edle Herz des Monarchen, als auf das Verhältniß wirft, in welchem der Cardinal zu Höchstdemselben stand. Auch König Ludwig beglückwünschte unseren Melchior in einem eigenhändigen Schreiben auf die ehrenvollste Art und hob es

mit besonderer Genugthuung hervor, daß die beiden Kirchenfürsten, welche in Preußen mit dem Purpur geschmückt wurden, früher dem Bayernlande angehört hatten. Ueberhaupt dürfte in unserer Zeit selten ein Kirchenfürst in so vielfachem Verkehr mit hohen, selbst regierenden Häuptern gestanden haben, als Melchior v. Diepenbrock, welcher mit seltenem Takte den würdigen Ton priesterlicher Demuth und Freimuth innezuhalten wußte. Es war dies eine Seite der Thätigkeit Diepenbrock's, die sich begreiflich der Oeffentlichkeit entzog, aber eine große Bedeutung hatte.

Die Uebergabe der Insignien des Cardinalats erfolgten am Feste des heiligen Carolus Barromäus 1850. Am 2. November traf der päpstliche Nuntius Viale Prela mit Gefolge des Abends in Breslau ein. Fünfzig berittene Bürger mit Wachsfackeln geleiteten den gefeierten Gast durch die Stadt über die Sandinsel nach dem Dome. Bengalische Flammen im abwechselnden Farbenspiele erleuchteten die Straßen, und der Donner der Kanonenschläge, welche auf illuminirten Oderkähnen zu beiden Seiten der Brücken abgefeuert wurden, vermischte sich mit dem Geläute der Glocken. Die Katholiken Breslau's hatten Alles aufgeboten, durch ungewöhnliche Feierlichkeiten und Ehrenbezeugungen

wie ihre Ehrfurcht vor dem heiligen Vater Pius gegen die Person seines Gesandten, so ihre Liebe gegen den theuren Oberhirten in entsprechender Weise auszudrücken. Am folgenden Tage, einem Sonntage, wohnte der Nuntius Viale Prela dem feierlichen Gottesdienste in der Kathedrale bei, und am 4. November fand die eigentliche Feierlichkeit statt, an welcher nicht nur über 300 Geistliche und eine große Menge Abgeordneter aus allen Kreisen der Diöcese, sondern auch die Spitzen der Militair- und Civilbehörden theilnahmen. Nach den Reden und Ceremonien, unter welchen das rothe Biret übergeben wurde, trat der neue Cardinal an den Ausgang des Presbyteriums gegen das Schiff der Kirche hin und sprach aus tief bewegtem Herzen zu den dichtgedrängten Schaaren der Gläubigen. „Auf derselben Stelle" — so begann er seine Rede — „wo ich vor sechs Jahren zum ersten Male als Euer neuer Bischof zu Euch, meine lieben schlesischen Katholiken! sprach, stehe ich heute wieder und rede zu Euch als Cardinal der heiligen römischen Kirche. Wenn der heilige Vater in seinem großen Weltreich sich umgesehen, um würdige Männer für die Bekleidung des Cardinalamts auszusuchen, und indem er seine Blicke von Rom auch

über Deutschland hinschweifen ließ, unter den anderen würdigeren Männern auch mich zu der hohen Ehre, eine Stütze der Kirche zu sein, ausersehen hat, so ist das nicht mein Verdienst, sondern die Auszeichnung gilt vorzüglich Euch Allen. Ihr habt mich auf Euren Schultern zu dieser Würde erhoben. Ihr, meine Geliebten! habt als treue Kinder Euch bewährt, indem Ihr die doppelte Feuerprobe bestanden: die erste, ehe ich noch zu Euch kam, in der Treue gegen die heilige Kirche, von der abzufallen Ihr so oft aufgefordert worden seid; und in der letzten Zeit habt Ihr die Feuerprobe bestanden auch in der Treue gegen Euren König und Herrn. Diese Festigkeit und diese Treue gegen die Kirche und den Staat, das sind die beiden Schultern, auf denen Ihr mich erhoben habt." Indem er sie nun zur Fortdauer dieser Festigkeit und Treue gegen die Kirche und den Staat ermahnt, gelobt er, sich in seinem Walten und Wirken, Kämpfen und Dulden den heiligen Cardinal Carolus Barromäus zum Vorbilde zu nehmen; und da er mit den Worten schloß: „auf Euren Schultern habt Ihr mich erhoben, auf Euren Schultern tragt mich weiter. Gelobt sei Jesus Christus!" Da antwortete ihm ein tausendstimmiges freudiges: „„In Ewigkeit, Amen!""

Die Festlichkeiten dauerten so lange, als die fremden Gäste in Breslau verweilten, und die Liebe der katholischen Schlesier für die Kirche und ihren Oberhirten gaben sich dabei in der rührendsten Weise kund. Wie tief Diepenbrock dies fühlte und welche innere Befriedigungen ihm dadurch bereitet wurden, so blieb dennoch der stille Druck, der auf seinem Leben lag. „Zu all' der Last, die ich zu tragen habe" — schrieb er in jenen Tagen — „ist nun noch der Purpur gekommen." Auch schien es, obwohl er damals gesund war, als ob ein Vorgefühl seines nahen Todes immer lebendiger hervorträte. „Kommt bald" — schrieb er an seine bayerischen Freunde, die er nach Johannesberg einlud — „sonst werdet Ihr mich nicht mehr finden." In der That ereignete sich während seines Aufenthaltes daselbst im Jahre 1851 ein Vorfall, der jene Ahnungen fast bestätiget hätte. Auf einem Spaziergange, den der Cardinal mit seinen Gästen nach dem nahen Walde gemacht, führte sie der Rückweg zum Schlosse an einer Heerde Rindvieh vorbei, die auf der Wiese weidete. Schon war die Gesellschaft weit vorüber, als Diepenbrock durch einen heftigen Stoß zu Boden geworfen wurde. Dieser Stoß kam von einem jungen Stier, der durch die Peitschen

hiebe des Hirten gereizt, mit offenen Nüstern der Gesellschaft nachgejagt war. Eben hatte sich Diepenbrock wieder erhoben, als das wüthende Thier von Neuem seine Hörner gegen ihn einlegte. In dieser drohenden Gefahr stürzte sich Herr v. R., ein Neffe des Cardinals, mit erhobenem Stocke dem furchtbaren Feinde entgegen und wurde von ihm, zwischen die Hörner gefaßt, in die Luft geworfen. Dadurch schien sich der Zorn des Thieres besänftiget zu haben, denn es zog sich nun zu seiner Heerde zurück, und da weder der Cardinal, noch Herr v. R. bedeutenden Schaden genommen, kam die Gesellschaft mit dem Schrecken davon. Es war natürlich, daß diese Begebenheit bald vergrößert und mit Zusätzen vermehrt in der Diöcese verbreitet und so die Veranlassung zu zahllosen Anfragen und Zuschriften wurde. „Dem Stiergefechte bin ich glücklich entronnen“ — schrieb Diepenbrock einige Wochen nach jenem Ereigniß — „wenn ich nur auch über den Berg von Beileidsbezeugungen und Glückwünschen hinaus wäre!“ Selbst Se. Majestät der König erwähnte in einem Schreiben dieses Vorfalls in scherzhafter Weise: „Ei, ei, Herr Cardinal! Sie haben doch nicht etwa Ihren Purpur irgendwo durchblicken lassen; das Geschlecht Ihres Gegners verträgt ihn nicht.“

„Nein, Ew. Majestät!" — war die Antwort — „der Purpur war ganz und gar aus dem Spiele, aber jenes Geschlecht verträgt auch die schwarzen Röcke nicht."

Im Dezember desselben Jahres, während der Anwesenheit des päpstlichen Nuntius Viale Prela, der von Baden nach Wien zurückkehrte, zeigten sich bei Melchior die ersten Spuren eines Uebels, das seinen tiefer blickenden Freunden Besorgnisse einflößte. Er brachte einen mühseligen Winter hin, obwohl er seine Arbeiten weder im Hause noch in der Kirche unterbrach. In den wenigen Freistunden, welche ihm blieben, gewährte ihm die Besorgung einer zweiten Ausgabe seines geistlichen Blumenstraußes, den er nicht nur von Neuem durchsah, sondern auch vermehrte, eine wohlthätige Zerstreuung. Gern wäre er noch an eine andere Arbeit gegangen, an eine Lebensskizze Sailer's, und oft klagte er, daß er sie nicht früher unternommen, da ihm noch Muße dafür blieb; jetzt mußte er sich mit den „Erinnerungen an Sailer" begnügen, die er der zweiten Auflage seines Blumenstraußes vorandrucken ließ. Die warme Liebe und Dankbarkeit, die er für seinen geistlichen Vater ungeschwächt im Herzen trug bis in den Tod, spricht er so schön als rührend in seiner Widmung aus. Als

der Frühling kam und der Gesang der Nachtigallen aus dem dichtbelaubten Garten zu ihm herauf in sein Arbeitszimmer drang, dachte er an die Philomele des heiligen Bonaventura, und beschloß, dieses schöne fromme Lied in demselben Versmaße und denselben Reimen in's Deutsche zu übertragen und seinem Blumenstrauße beizugeben. Die Arbeit wurde ihm wohl schwer bei seinen wachsenden Leiden, aber er hatte dennoch eine rechte Freude daran, und ich werde den stillen Abend nie vergessen, an welchem er mir seine Uebersetzung, soweit sie damals vollendet war, im Garten unter dem dunklen Laubdach hoher Bäume vorlas, von welchen die langgedehnten Flötentöne der Nachtigall sich vernehmen ließen, während auf der einen Seite die blinkenden Wellen des nahen Stromes durch die grünen Blätter glitzerten und auf der andern die grauen Thürme des ehrwürdigen Domes ernst und düster auf uns niederblickten. An beziehungsvollen Stellen wurde die Stimme des Cardinals so weich, daß er innehalten mußte, und als er die letzte Strophe, die er eben erst beendet hatte, gelesen: —

„Wie ihr Herr sein Schwanenlied itzt am Kreuz gesungen,
Mit dem Ruf: es ist vollbracht! sterbend ausgerungen,
Hat auch ihr das tiefste Herz dieser Schrei durchdrungen,
Und es ist das schmachtende — vollends nun zersprungen“

stand er langsam auf, legte die Blätter still zusammen und sprach: „so habe auch ich vielleicht damit mein Sterbelied gesungen!" Der Arzt drängte nach Johannesberg der reinen Bergluft wegen, und am 27. Mai, es war in der Pfingstwoche, verließ der geliebte Bischof seine Residenz, um sie nie mehr zu betreten.

In die öffentlichen Verhältnisse waren inzwischen Ruhe und Ordnung wieder zurückgekehrt, und es sollte sich nun zeigen: ob man der Kirche — dankbar und weise — die Freiheit lassen und befestigen würde, deren sie bedurfte, um ihre Macht, die sich so segensreich erwiesen, auch in der Folge entfalten zu können. Die letzten Erfahrungen, welche der Cardinal in seinem amtlichen Wirken gemacht, schienen einer solchen Erwartung nicht günstig. Die Schule, die älteste Tochter der Kirche, wurde mit mehr Entschiedenheit als je unter die alleinige Obhut des Staates genommen; die Kirchhöfe, nach katholischer Anschauung geweihete heilige Orte und als solche der Verwaltung der geistlichen Behörden unterstehend, wurden zumeist als Gemeinde- und Polizei-Gegenstände behandelt; den so lange bestehenden kirchlichen Ehegerichten wurde der staatliche Schutz und Beistand entzogen; die Patronatsberechtigung ehemaliger Klosterparochien, welche

Diepenbrock in letzter Zeit unangefochten behauptet, wurde in Frage gestellt und mit Einleitung eines Prozesses gegen den Bischof gedroht. Wirkten solche Erscheinungen tief beugend auf das ohnehin gedrückte Gemüth des leidenden Kirchenfürsten, so war dies in noch höherem Grade der Fall bei der neuerwachenden confessionellen Polemik, wie sie besonders bei den sogenannten Kirchtagen hervortrat; und schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts in Johannesberg sah sich Melchior zu einem solchen Kampfe herausgefordert, als der General-Superintendent von Schlesien in einem Schreiben an die Prediger seiner Provinz die katholische Kirche in einer Weise angegriffen, die auch einen minder treuen und eifrigen Oberhirten, als Melchior war, zu entschiedener Abwehr aufgerufen haben würde. Derjenige, von dem dieser Angriff zunächst ausging, ist kein Mann des Hasses und der Bitterkeit und aus seinem Herzen kamen jene harten Ausfälle nicht, sie gingen vielmehr aus den Verhältnissen und dem Geiste einer Zeit hervor, in der man es für wesentlich hielt, der wachsenden Macht der katholischen Kirche entgegenzutreten und, wäre es möglich, ihr den Glanz zu rauben, in welchem sie sich zur Zeit der Anfechtung und Gefahr, da alle anderen Ge-

walten gelähmt zu sein schienen, zum Heile Aller, auch ihrer Gegner, offenbart hatte. Diepenbrock nahm mit betrübtem Herzen aber ruhigem Gemüthe den Kampf auf und erließ am Feste des heiligen Frohnleichnams jenes Pastorale, mit welchem er die Reihe seiner vortrefflichen Hirtenbriefe schloß, durch die er in einer schweren, vielbewegten Zeit lehrend und mahnend, ermunternd und warnend, strafend und tröstend so Großes geleistet hat. Ohne jede Erregtheit und Bitterkeit weist er mit eben so viel Würde als Entschiedenheit die erfahrenen Anschuldigungen und Kränkungen zurück, zeigt, was die katholische Lehre, die man als „verworfenen Wahn" bezeichnet hatte, in der Welt von den Zeiten der Apostel bis zu den Jahren der Umwälzung von 1848 und 49 gewirkt, und fragt: „was dann, wenn dieser katholische Wahn wirklich abgethan wäre, an seine Stelle treten sollte? Ob man, zumal mit ihm das einzige negative Zusammenhaltungsband der protestirenden Geister hinweggenommen wäre, irgend eine artikulirte Glaubenslehre aufzustellen vermöchte, für die sich auch nur so viele übereinstimmende einzelne Bekenner finden ließen, als die katholische Kirche Millionen von Bekennern zählt? Wir wollen nicht fragen" — setzt er hinzu — „weil die Antwort längst

vor aller Welt Augen offen daliegt." Er spricht sodann die Ueberzeugung aus, daß jene Anschuldigungen nicht von Vielen getheilt würden, und daß die Feindschaft, die daraus sich offenbart, keine ewige sein werde. Er erinnert an die weise und edle Gesinnung des Königs, der allen seinen Unterthanen gerecht werden will, und schließt dann mit der Ermahnung: „Sollte es geschehen, daß durch jenes Sendschreiben der unveranlaßte Kampf gegen uns wirklich angefacht würde; sollte es geschehen, daß von den Kanzeln die alten Beschuldigungen, Verdächtigungen und Entstellungen unserer Lehren und kirchlichen Institutionen, wie wir es schon so oft erlebt, wieder laut würden; sollte es namentlich versucht werden, die heilsamen Früchte der Missionen für unser gläubiges Volk in den Disteln und Dornen gehässiger confessioneller Reibungen und Parteileidenschaften zu ersticken: so bitte, so beschwöre ich Euch, und befehle Euch kraft meines oberhirtlichen Amtes: Lasset Euch dadurch nicht entmuthigen, nicht aus der Fassung bringen, nicht erbittern, nicht zur Vergeltung Gleiches mit Gleichem hinreißen. Führet die Waffen des Lichtes, vertheidiget die katholische Wahrheit mit allen Gründen, die ihr so reichlich zu Gebote stehen; aber treibet Eure Heerden nicht auf

die dürren Stoppelfelder einer gehässigen unfruchtbaren Polemik, sondern weidet sie auf den grünen Auen des göttlichen Wortes und der katholischen Kirchenlehre, die in den Schriften der heiligen Väter und Lehrer der Kirche so reichlich vor Euch ausgebreitet liegen. Nehmt Euch darin das Beispiel der Missionsprediger zum Muster. Seid Ihr aber genöthiget, die von auswärtigen Angriffen beunruhigten Gemüther der Eurigen durch Widerlegung falscher Darstellungen und scheinbarer Einwürfe zu befestigen, so thut es mit aller Würde, die der Wahrheit ziemt; entweihet nicht die heilige Stätte durch unedle Streiter-Künste; lasset nicht aus Eurem Munde, statt des Honigs der Erbauung, die Galle der Zanksucht fließen; und bedenket, daß Gottes Reich nicht durch menschliche Leidenschaft, durch Schimpfen und Schelten gefördert, sondern nur gestört werden kann. Bewahret in Eurem Herzen das tröstliche Wort des Herrn: Selig die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen."

Dem Könige machte der Cardinal in einem Privatschreiben Mittheilung von diesen Vorgängen und schloß seinen Brief mit den Worten: „Es ist wohl recht betrübend, daß man nach Allem, was wir er-

lebt haben, und im Ausblick auf das, was wir noch erleben werden, die allgemeine Solidarität der gemeinsamen christlichen Interessen, gegenüber dem Umsturz, dem Atheismus und Antichristenthum nicht einsieht, nicht Pauli Wort beherziget: Wenn nur auf alle Weise Christus geprediget wird!" —

Der Eindruck, den dieses letzte Hirtenschreiben hervorbrachte, war ein so mächtiger und würdiger, daß ihm auch protestantischer Seits volle Gerechtigkeit widerfuhr; ja man empfand seine siegende Kraft so sehr, daß nach sieben Wochen der Oberkirchenrath zu Berlin einen Erlaß veröffentlichte, in welchem er nicht ohne sichtbare Verlegenheit das Sendschreiben des General-Superintendenten zu rechtfertigen und den Hirtenbrief des Fürstbischofs in seiner Wirkung zu schwächen suchte. Wenn nun jener Erlaß der Art war, daß Melchior auch in gesunden Tagen denselben mit Schweigen übergangen haben würde, so glaubte doch das Dom-Capitel aus Liebe und Verehrung für seinen Bischof und im Interesse der Wahrheit dagegen auftreten zu müssen, und that es durch seine Erklärung in der Octave Mariä Himmelfahrt (1852).

XVII.

Seit der Cardinal in Johannesberg war, schien in seinen Leiden ein Stillstand eingetreten. Er ging täglich in den Wald hinaus und bestieg auch noch Berge. In einem Briefe vom 12. Juni schrieb er, nachdem er amtliche Sachen besprochen hatte: „Es geht mir noch nicht besser, namentlich des Nachts lassen mir die fatalen Krämpfe keine Ruhe. Doch thut mir die feierliche Naturstille und die köstliche Bergluft wohl. Nun ist auch meine Nichte v. Woringen zu mir gekommen, begleitet von meinem lieben Bruder Bernard, den ich seit 7 Jahren nicht gesehen, und seinem Sohne, den ich noch gar nicht kannte. So hat das häusliche Leben und der tägliche Spaziergang sich angenehmer gestaltet. Gott Lob!" Bald darauf schilderte ein ungenauer und vorlauter Zeitungsartikel den Zustand des Leidenden als höchst bedenklich und rief dadurch seine treue und theure Schwe-

ster Apolonia herbei. „Sie sehen" — schrieb der Cardinal bei dieser Gelegenheit — „man will mich los sein und läßt mich schon exspiriren. Diesmal hat mir der Artikelschmied einen Dienst geleistet, denn er hat mir die Apolonia gebracht, welche ich aus ihrer Ruhe in Regensburg nicht aufschrecken wollte, obwohl ich längst nach ihr verlangt habe." Aber auch den König hatte jene Nachricht besorgt gemacht und er sendete den Geheimen Medizinalrath Dr. Schönlein nach Johannesberg, dem er folgenden Brief vom 5. Juli mitgab:

„Ew. Eminenz müssen Sich gefallen lassen, einen Botschafter von mir in der Person des Geheimen Raths Schönlein zu empfangen. Ich muß klar sehen über Ihren Zustand, der mich nur darum besorgt macht, weil alle Ihre Verehrer im Begriff sind, den Kopf zu verlieren, und mich verantwortlich machen wollen, wenn ich nicht Alles, was ich kann, thäte, um auf Ihre Genesung zu wirken. Einen Allopathen Ew. Eminenz aufzudringen, gedenke ich nicht [14]). Schönlein aber mit seinem medizinischen Adlerblick wird mir sagen: wie es steht; und dazu fordert mein Herz mich auf, weit mehr als alles Geschrei Ihrer Verehrer. Ich bitte Sie also, theurer

Fürst! den Gegenfüßler Ihrer medizinischen Theorien um Meinetwillen — nicht die Stiegen und Felsen des Johannesberges hinunterwerfen zu lassen, sondern ihn huldvoll aufzunehmen. Gott erhalte Ew. Eminenz viele lange Jahre und gebe mir oft noch das Labsal des Wiedersehns mit Ihnen. Mich Ihrem Andenken herzlich empfehlend, bin ich immerdar Ew. Eminenz

herzlich ergebener
Friedrich Wilhelm."

Welche Mittheilungen der berühmte Arzt dem edlen, theilnehmenden Monarchen über seine Beobachtungen an Diepenbrock's Krankenbett gemacht, ist nicht bekannt worden. Dr. Passavant, der alte Freund des Cardinals, den seine Theilnahme von Frankfurt am Main herbeigeführt, fand das Uebel ernst und Gefahr drohend. Als ich im August nach Johannesberg kam, konnte der Kranke nur mehr im Zimmer auf- und niedergehen und brachte den Tag zumeist halb liegend auf dem Sopha zu. Er arbeitete viel, las noch mehr, durchsah und unterzeichnete die Eingänge, welche täglich von Breslau kamen, nahm lebendigen Antheil an den politischen Angelegenheiten, besonders in Ungarn und Italien, sah des Abends gern die kleine

Hausgenossenschaft um sich versammelt und schien das Gefährliche seines Zustandes nicht zu kennen. Immer noch schwebt mir das theure Bild vor, wie er, als ich zur Abreise in den Wagen stieg, an dem einen Fenster seines Erkerzimmers stand und mir sein freundliches: „auf Wiedersehen!“ nachrief und langhin mit dem weißen Tuche winkte. Bei einem nächsten Besuche Anfangs Oktober fand ich die Krankheit weit vorgerückt. Er konnte das Bett nicht mehr verlassen, nicht mehr durch einen Blick in die freie Natur sich laben, lag auf sein Schmerzenslager hingestreckt ohne Klage, ohne ein Wort der Hoffnung oder Befürchtung. Als er hörte, daß in der Diöcese für seine Genesung Betstunden abgehalten würden, und wie zahlreich sich die Gläubigen daran betheiligten, und welche warme, innige Bitten täglich für ihn zum Himmel stiegen, füllten sich seine Augen mit Thränen: „Gott wird es machen, wie es gut ist,“ — sprach er — „sein heiliger Wille geschehe.“ Im November schrieb mir sein Secretair: „Kommen Sie bald, die Schwäche nimmt zu und die Stunde der Entscheidung scheint nahe.“ Ich eilte, Gott weiß es, mit welchen Gefühlen, zur Stätte des Leidenden, doch die Befürchtung erwies sich für einmal noch nicht begrün=

det. Aber er war sehr eingefallen, die Schmerzen hatten sich gesteigert, der Schlaf fast ganz verloren und ein Widerwille gegen alle Speise sich eingestellt. Sein langer Bart, den er sich seit Monaten nicht mehr scheeren gelassen, seine hohe kahle Stirn, von wenigen ergrauenden Locken umkränzt, sein bleiches, ernstes, aber mildes und klares Angesicht, sein ungetrübtes helles Auge ließen mir ihn anziehender noch erscheinen als je, und ehrwürdiger. Er war gern allein, und als man ihm dagegen Vorstellungen machte, sprach er: „Ich bin nicht allein. Der Herr ist bei mir und in seiner ungestörten Nähe trägt der Schmerz sich leichter." Auch empfing er öfter die heilige Communion, und man sah es, daß seine Gedanken über die Erde, und was der Erde ist, hinausgingen. Ich begab mich in der Regel erst Nachmittags zu ihm. Durfte aber einige Male fünf, am 12. November (der Tag bleibt eingegraben in meinem Herzen) sechs Stunden bei ihm bleiben. Da wendete sich das Gespräch wohl auch auf die Vergangenheit; auf Sailer, auf die verstorbenen Freunde, auf die Eltern. Er sah die Mutter, wie sie im Kreise der Kinder saß und biblische Geschichten erzählte, oder aus dem Leben der Heiligen vorlas. „Diese Erzählungen und Vor-

lesungen" — sprach der Cardinal — „haben damals am tiefsten auf mich eingewirkt und sind mir nachmals am öftersten vor die betrachtende Seele getreten. Wir Kinder pflegten uns bisweilen kleine Entbehrungen und Abtödtungen aufzulegen, um den Heiligen ähnlich zu werden, und wenn ich mit Schwester Apolonia im Garten oder auf der Wiese spazieren ging, versetzten wir uns gern in die ersten Heldenzeiten des Christenthums und hatten wohl ein heimliches Verlangen, unseren Glauben gleichfalls durch den Martyrertod bewähren zu können." Auch auf die Zukunft wendeten sich seine besorgten Blicke: „Es werden schwere Zeiten kommen" — sprach er — „Zeiten einer ganz anderen Umwälzung als die im Jahre 1848. Die Revolution in Europa ist bekämpft, aber nicht überwunden, und ihre Lehren vergessen oder unbegriffen. Auf neue Gesetze und Constitutionen wollen die Einen, auf Bajonette und Kanonen die Andern, Manche auch auf Beides das Heil der Völker bauen, und vergessen darüber das Eine, was Noth thut; denn die modernen Regierungen können nun einmal den Gedanken an eine freie Kirche nicht ertragen. Quem Deus perdere vult, dementat." Am liebsten aber wendete sich seine Betrachtung auf das Höhere und

Höchste, und hier war es, wo sich der ganze Reichthum seiner schönen Seele noch einmal entfaltete und Saiten anschlug und Töne vernehmen ließ, die der gewöhnliche Verkehr in gesunden Tagen zurückgehalten oder unvernehmlich gemacht. Wird uns ja die untergehende Sonne vor ihrem Scheiden auch am klarsten sichtbar und kleidet die Landschaft dann in den reinsten Goldglanz ihrer Strahlen. Ich hatte erwartet, daß die Sehnsucht nach dem Tode, die er in gesunden Tagen so oft, ja täglich aussprach, nun in seinen schweren Leiden um so lauter hervortreten würde; wie sich aber eben während dieser schweren Tage in seinem Wesen eine gänzliche Hingebung in den Willen Gottes offenbarrte, so hörte ich auch kein Wort von seinen Lippen, welches auf das Verlangen nach einem baldigen Tode oder nach einem längeren Leben hinwies. Nur einmal habe ich ein Zeichen vernommen, das wie ein Schmerzensseufzer klang um die verlorene Gesundheit. Als ich nämlich von ihm schied und noch an seinem Lager niederkniete, damit er mich segne, und den leisen Druck seiner Hand auf meinem Haupte fühlte, so richtete ich den feuchten Blick zu ihm auf mit der Frage: „nicht auch für die Gemeinde, damit ich ihr, wenn ich künf-

tigen Sonntag die Kanzel betrete, den Segensgruß ihres Bischofs bringe?" Da rollten ihm die hellen Thränen über die Wangen, und indem er bejahend winkte, drückte er mich fest und lange an sich. Und als ich mich dann erhob und ihm die Hand küßte — zum Scheiden, da sah er mich lange und schweigend an und sprach endlich: „Was sind Sie ein glücklicher Mensch!" Melchior kannte mich. Was sollte er an mir glücklich preisen, wenn nicht den Vorzug, daß ich gesund an mein Tagewerk gehen konnte? Als ich mich an der Thür noch einmal nach ihm umwendete, hatte er das Haupt zurück in die Kissen gelegt und sich das Angesicht mit beiden Händen bedeckt. Ich aber hatte ihn zum letzten Male gesehen in diesem Leben. Es war am 18. November. Um die heilige Weihnhachtszeit schien es, als sollte noch ein Hoffnungsstrahl in unsere geängsteten Seelen fallen. Der Gebetseifer verdoppelte sich. In Breslau wurden tägliche Andachten des Abends gehalten, abwechselnd durch alle Pfarrkirchen. In Jauernig erleuchteten die Bewohner am Dreikönigstage, dem Geburts- und Namenstage Melchior's, ihre Häuser in der frohen Erwartung seiner Wiedergenesung, aber am 16. Januar traten Erscheinungen ein,

die seinen nahen Tod verkündeten. „Ist Gefahr vorhanden?“ fragte der Kranke den jungen Arzt, der um ihn bemüht war, und als die Frage bejaht werden mußte und wurde, forderte er mit großer Ruhe die heiligen Sterbesakramente und empfing sie mit einer Andacht, die alle, welche um ihn versammelt waren, auf's tiefste erschütterte und unauslöschliche Eindrücke in ihren Herzen zurückließ. Noch einen Gruß, den Scheidegruß an seine Heerde, seinen Clerus, sein Capitel, und das letzte Band mit dieser Welt war gelöst, seine Blicke gingen nun allein nach Oben. In der Nacht vom 19. zum 20. fragte er oft nach der Zeit. Eine unaussprechliche Sehnsucht nach Erlösung malte sich in seinen Zügen, zu wiederholten Malen drückte er das Kruzifix, das er in seiner Hand hielt, mit Innigkeit an Herz und Mund und rief: „O mein Jesu, komm, komm!“ Um Mitternacht offenbarten sich die Zeichen des nahenden Todes, und die kleine Hausgemeinde kniete nun um das Bett ihres sterbenden Bischofs, der noch mit vernehmlicher Stimme den Anfang der Litaney zu allen Heiligen mitbetete. „Heilige Maria!“ das war sein letztes Wort. Still und unvermerkt löseten sich seine verglimmenden Lebenskräfte, und fünfzehn Minuten nach der zweiten

Morgenstunde des zwanzigsten Januar hatte sich der Geist losgerungen von dem zermarterten Körper und der himmlische Friede auf dem verblichenen Angesicht sagte denen, die um ihn weinten: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“

Das stille Geheimniß des Todes hatte hier all' seinen Ernst und seine Feierlichkeit, aber Nichts von dem Grausen und Entsetzen, womit es so oft begleitet ist.

So lange waren wir auf diesen Tod vorbereitet, so lange schon waren unsere Blicke mit banger Erwartung auf das alte Felsenschloß Johannesberg gerichtet, und jede Botschaft, die von dort kam, sie wurde mit ängstlicher Begier erhascht und schnell umgetragen: und doch — als nun der Schlag fiel, als er mit seiner ganzen Schwere fiel, drang er mit schneidendem Schmerze in die Herzen ein, denn alle empfanden, daß hier Unersetzliches verloren, daß eine Säule der Kirche zerbrochen, daß ein Pfeiler in die Erde gesunken sei, der des Guten, Großen und Schönen so Viel getragen hatte.

Diepenbrock's Wunsch war es gewesen, daß sein Leib einen Ruheplatz in der Kathedrale seiner Diöcese finde, und seine Demuth hatte sich dafür einen Winkel unfern

der großen Thür ausersehen; nun wurde ihm sein Grab im Presbyterium dem bischöflichen Stuhle gegenüber gegraben. Das Capitel entsendete aus seiner Mitte die Domherren Neukirch und Dr. Sauer nach Johannesberg, die Leiche abzuholen. Montags den 24. Januar sammelten sich in der Frühe die Priester, die wenigen anwesenden Verwandten und Angehörigen und die Fürstbischöflichen Beamten in der Schloßkapelle, wo der Leichnam schon Tages vorher ausgestellt gewesen, und ehe der Sarg gehoben wurde, trat Canonikus Neukirch an den Altar und hielt eine Anrede, die es verdient, mindestens auszugsweise, hier mitgetheilt zu werden:

„Melchior, Cardinal und Fürstbischof! Deine Braut, die hohe Kathedrale zu St. Johann in Breslau, ruft Dich. Ihre Pforten sind aufgethan, Dich zu empfangen. Nicht wie sonst, um Dich zu Kampf und Arbeit auf den prangenden Bischofsthron zu führen, sondern um Dich zum friedlichen Schlummer in Dein Ruhebett zu legen! denn Du bist müde worden auf Deiner fünf und fünfzigjährigen Pilgerung, todtmüde durch Mühe, Sorge, Ringen und Dulden der letzten acht Jahre, und sollst nun ruhen von der heißen und schweren Arbeit Deines gottgesegneten Lebens. Und Du wirst

sanft ruhen; denn Dein Ruhekissen hat die Barmherzigkeit gebreitet; die Segnungen von Tausendmal Tausenden decken Dich zu und die Gebete dankbarer Liebe singen Dein Schlummerlied — — —."

„Heute nun zum letzten Male hier, in diesem freundlich würdigen Heiligthume, das dein frommer Geist zu einer Stätte der Andacht geschmückt. Ach wie oft hat er an diesem Altar gebetet, gebetet für sich und sein apostolisches Amt, gebetet für Alle und gesegnet Alle, für welche er den Hirtenstab führte. Hieher eilte er immer zuerst, wenn er, müde geworden auf seinem bischöflichen Throne, die stille Abgeschiedenheit suchte, um auszuruhen. Und hier weilte er immer zuletzt, wenn die Tage des Friedens vorüber waren und sein segensvolles Tagwerk ihn zu neuer heiliger Arbeit rief. So weilt er denn auch heute zuletzt noch hier, zuletzt und zum letzten Male, denn heute zieht er aus, um nie wiederzukehren. Lauter, lauter als die Freude, die ihm sonst entgegenjubelte, wenn er hier einzog, viel lauter weint ihm heute der Schmerz der Verlassenen nach, die ihren geliebten Bischof, ihren edlen Fürsten, ihren milden Herrn, ihren theilnehmenden Freund, ihren barmherzigen Vater, ihren geistlichen und leiblichen Wohlthäter, Ihr Alles

mit Ihm scheiden sehen. — — — Aus unserer Mitte zieht er heute, aus unserem Herzen zieht er nimmermehr, und wie lange diese Berge stehen, wird der Name Melchior gesegnet von Geschlecht zu Geschlecht gehen, und das Gebet dankbarer Liebe wird für ihn zum Himmel steigen. Betet, ja betet für ihn, wie er für Euch gebetet und dort nicht aufhören wird, für Euch zu beten. — — Und nun in Gottes Namen denn! Melchior, Cardinal und Fürstbischof, zieh hin im Frieden, und der Herr der Deinen Einzug gesegnet, segne Deinen Auszug! Gelobt sei Jesus Christus für dieses Leben, für dieses Leiden, für diesen Tod, gelobt in Ewigkeit. Amen."

Und er zog hin — und die Gemeinde folgte weinend und klagend seinem Sarge. Ueberall von Ort zu Ort schlossen die Priester mit ihren Kirchkindern dem Leichenwagen sich an. Weit her aus entlegenen Dorfschaften kamen sie in langen Zügen, das Miserere betend, um ihrem Bischofe die letzte Ehre zu geben. Ueber Patschkau, Münsterberg, Heinrichau führte der Weg, und es offenbarte sich eine Liebe und aus dieser Liebe ein Schmerz, wie der Dahingeschiedene sie verdient, aber in diesem Grade zu besitzen nie geglaubt hatte. In Strehlen wurde die Leiche in der Kirche

niedergesetzt, und die ganze Nacht drängte das Volk hinzu und vereinte seine Gebete und Thränen mit denen der Priester. Am folgenden Tage Abends fünf Uhr verkündete das Geläute der Glocken, daß der Trauerzug an der Barriere der Stadt Breslau angelangt sei. Der Volksandrang war ungeheuer. Da der Dahingeschiedene auch Armeebischof war, hatte das Militair Spalier gebildet. In diesem Spalier bewegte der unabsehbare Zug sich langsam und majestätisch hin. Die Schulen, die Brüderschaften, die Studirenden in ihren Abzeichen, der Kriegerverein, die uniformirten Bürger und mehr als 300 Priester schritten voran, unterbrochen durch drei Musikchöre. Die höchsten Militairpersonen, die Spitzen aller Behörden, die leidtragende Menge folgten nach. Im bleichen Scheine der Fackeln erhob sich der rothsammtne Sarg mit Stab und Mitra und dem Lorbeerkranze, welcher den Gläubigen sagte, daß der heldenmüthige Dulder ausgerungen, und ihnen dankte für die Gebete, die ihm Muth und Ausdauer erfleht hatten in seinen Leiden. Welch' ein Zug! Zahlreicher, feierlicher noch als Melchior's erster Einzug. Und doch wie anders, wie so ganz anders. Damals war es Tag, und eine schöne Zukunft schien der Diöcese Schlesiens aufzugehen;

jetzt war es Nacht, und das Geschick des Bisthums hatte sich abermals in Dunkelheit gehüllt. Damals ertönten die Glocken auch, aber wie heitere Festklänge, in den Jubel der Gläubigen, die hoffnungsvoll ihren Oberhirten begrüßten; jetzt klangen die ehernen Zungen aus der Höhe dumpf und klagend nieder und redeten die Sprache des Schmerzes, der alle Herzen erfüllte. Damals flossen auch Thränen, die seltensten, die der Mensch weint, Thränen der Freude, die aus tausend Augen dem ersehnten geistlichen Vater entgegenglänzten; jetzt waren es die Thränen der bittersten Trauer, die reichlich, wie nie vordem, diesen Weg benetzten. An der Sandkirche erwartete die Domgeistlichkeit den Leichenzug, in ihrer Mitte der Cardinal Fürsterzbischof zu Schwarzenberg. Er, der bei der feierlichen Consecration dem theuren Freunde einst den Hirtenstab übergeben, wollte nun, da der Hirtenstab der müden Hand entsunken war, ihm auch die letzte Ruhestätte einsegnen. Die Domvikare nahmen jetzt den Sarg auf ihre Schultern, und so zog Melchior wieder ein in seine Kathedrale, wo sein Erscheinen so oft die Gläubigen erbaut, seine Gebete so oft für uns zum Himmel gestiegen. Die Nacht hindurch wachten die Alumnen des Priesterseminars, das officium de-

functorum betend, bei der Leiche. Am 26. Morgens aber fand der feierliche Trauergottesdienst unter derselben Theilnahme, wie Abends vorher der Leichenzug, statt. Hinzugekommen waren noch von Berlin Fürst von Radziwill, der uns das Hohe Beileid Sr. Majestät des Königs ausdrückte, und Seitens des Ministeriums der Geheime Rath Aulicke, ein Freund des Verstorbenen. Als der Sarg in die Tiefe gesenkt wurde, unterbrach lautes Schluchzen die feierliche Stille. Um die Gruft aber standen in stummem Schmerze die Männer, welche Diepenbrock vor acht Jahren mit frommem Vertrauen gewählt, die dieses Vertrauen durch ihn so herrlich bewährt gefunden, deren Freude und Stolz er gewesen; und wer mag es tadeln, wenn sich ihre thränenfeuchten Blicke von der dunklen Tiefe kummervoll nach dem verwaisten Bischofsstuhle, und von dort mit einem klagenden und forschenden Warum nach Oben wendeten:

Fragst du nach der Ursach, wenn
Sterne auf und unter gehn?
Was geschieht, ist hier nur klar,
Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehn. [15])

XVIII.

So hat Cardinal Fürstbischof Melchior von Diepenbrock unter uns gelebt und gewirkt, so ist er von uns geschieden. Vergegenwärtigen wir uns das schöne Bild, welches er uns hinterlassen hat, noch einmal, so müssen wir sagen, daß eine edle, hohe Ritterlichkeit der Grundzug seines Charakters war; daß die Würde seiner Stellung in vollkommener Uebereinstimmung mit der Würde seiner Person stand, und daß die seltenen Gaben seines Geistes und Herzens ihre Weihe von seinem gläubigem Gemüthe empfingen, welches Sailer so richtig erkannt und so segensvoll zu pflegen und fortzubilden verstanden hatte.

Neben diesen Vorzügen besaß der Hingeschiedene eine feine Fühlung, einen natürlichen Takt, der ihn in allen Lagen seines Lebens das Rechte erkennen und verfolgen ließ; und wenn man in Bayern bei seinem Abgange fürchtete, daß er für die schwierigen schlesi-

schen Verhältnisse zu wenig Diplomat sei, und wenn Sailer bisweilen selbst von ihm sagte: „Melchior wird nie klug werden," so hatte dies insofern eine Begründung, als Diepenbrock nichts mit der Schlange gemein hatte. Dafür besaß er eine gewisse Inspiration, die ihn in schwierigen Lagen nur selten verließ. Er dachte viel, aber er fühlte noch mehr, darin bestand seine Anmuth, und, wenn man will, seine Schwäche. In Menschen täuschte er sich leicht, weil seine offene, vertrauende, allem Unedlen fremde Natur auf Elemente stieß, die ihm ganz fremd waren. Dagegen verstand er sich auf den ächten Menschen, und ging ihm erst das warme Herz auf, dann gab es wohl Wenige, die ihm zu widerstehen vermochten. Es war nicht die Berechnung des Verstandes, es war die Genialität des Herzens, die ihm seine Siege verschaffte.

Die schönsten Siege aber feierte Diepenbrock über sich selbst; nicht in den großen Opfern, die er seinem heiligen Berufe brachte, denn für große Opfer war er der Mann; und wenn sie ihm schwer, oft recht schwer wurden, erhoben sie ihn auch und trugen die stärkende Kraft in sich selbst. Aber daß er bei der Erregbarkeit seiner Natur, bei dem Trotze seines

Charakters, bei dem Unabhängigkeitsgefühl, das in ihm so mächtig war, sich dennoch überwand; daß er sich dem conventionellen Zwange, den ihm seine Stellung auflegte, unterwarf; daß er sich jenen unzähligen kleinen, oft kleinlichen Rücksichten fügte, die der Umgang mit der vornehmen Welt fordert und die ihm als eben so viele unerträgliche Lasten erschienen, und daß er das Alles mit Würde, ja mit Anmuth that, das war die Ascese, die er in seinen letzten Lebensjahren übte und durch welche er den Beweis gab: daß ihn das Roß, von welchem Sailer sprach, nicht mehr ritt, daß er es mit Kraft zu bändigen und mit Zaum und Zügel ritterlich zu leiten verstand.

Die Wissenschaft ehrte er nicht nur, er liebte und pflegte sie, die ächte nämlich, die aufbaut, nicht niederreißt; die der Wahrheit dient, nicht sie auflöst; die demüthig die Schranken des menschlichen Geistes erkennt, nicht, wie ein in sich selbst verliebter Narziß, die Eitelkeit der Person in das Wissen hineinlegt und wohl blendet, aber nicht leuchtet. Gern nahm er an ernsten wissenschaftlichen Erörterungen Theil, aber kleinliche Polemik verleidete sie ihm sofort, und alles schroffe, verletzende, fanatische Wesen war ihm zuwider in der Wissenschaft, wie im Leben. Literarische

Unternehmungen mit seinen Mitteln zu fördern, war er stets bereit, und Archivrath und Professor Stenzel würde sein liber fundationis claustri in Heinrichow kaum haben herausgeben können, ohne des Cardinals Beihilfe.

Seine Frömmigkeit war einfach, natürlich, still. Er begab sich in seine Kapelle, wenn es Niemand sah, und kniete sich an seinen Betschemmel nieder, wenn er seine Diener entlassen hatte. Die tiefe Innigkeit der Andacht ist in Gott viel zu selig, als daß nicht jede Rücksicht nach Außen, jede Berührung von Außen sie stören sollte; sie gleicht jenen zarten Nachtblumen, die ihren Kelch erst dann voll und duftig erschließen, wenn kein Lichtstral sie mehr berührt. Von Ostentationen mit den Gefühlen der Gottesverehrung ohne Geist und Wahrheit wendete er sich mit Unwillen hinweg. Wo er aber seinem Glauben und seiner Kirche ein offenes Bekenntniß schuldig war, da legte er es auch ab frei und rückhaltlos.

In seiner Freundschaft war er beständig auch unter gänzlich veränderten Verhältnissen. Seine Lieben in Bayern haben das erfahren. Wie oft wurde er von dort um Rath, um Vermittelung, um Fürsprache angerufen; wie viele große und kleine Zwistigkeiten

sind noch während der letzten Jahre seines Lebens vor seinem Tribunale geschlichtet worden. Nie wurde er müde, zu bitten, auszugleichen, zu helfen. Nur Wenigen aus seinem früheren Freundeskreise war es beschieden, ihn in Breslau oder Johannesberg aufzusuchen. Aber auch aus der Ferne verstand er es, mit denen, die er liebte, fortzuleben, bei Jedem die Saite anzuschlagen, die den rechten Ton gab, bei Freude und Schmerz theilnehmend einzukehren und gegenwärtig zu sein.

Seine Wohlthätigkeit ist sprichwörtlich geworden. Von seinen Speisen mußten die Armen ihren Theil haben, wie von seinem übrigen Gute. Seine Unterstützungen gehörten Hohen und Niedrigen, Katholiken und Protestanten. Zu einem Gaste sagte er einst: „Sie sind ein reicher Mann. Ich komme zu nichts, ich kann nicht hausen.“ Weil er aber wenig für sich brauchte, so hat er doch gehaust — zu Heil und Frommen der Kirche.

Die Zeit nutzte er treu aus und gewissenhaft. Wie hätte er sonst all' den Pflichten entsprechen können, die ihm oblagen, und dabei eine nach allen Seiten hin ausgebreitete Correspondenz selbst zu führen und mit den bedeutendsten literarischen Erscheinungen

der Zeit sich bekannt zu erhalten vermocht? Die Stunden waren ihm so kostbar, daß selbst die Mahlzeit, auch wenn er Gäste hatte, was in der Regel der Fall war, schnell genossen und aufgehoben wurde, so daß solche, die bei Tische an ein gewisses Behagen gewöhnt waren, nicht selten in Verlegenheit kamen.

Ordnung, strenge pünktliche Ordnung war ihm Lebensbedürfniß, im Amte wie im Hause, in seiner bischöflichen wie in seiner weltlichen Verwaltung, an seinem Körper wie in seinem Geiste. Und konnte er noch in späterer Zeit bisweilen unwillig werden, so hatte dies gewöhnlich ein Verstoß gegen die Ordnung und Pünktlichkeit bewirkt.

Nichts war rührender als sein Schmerz, wenn er in plötzlicher Aufwallung Jemand wehe gethan. Er bat sofort um Verzeihung; er wendete das Mögliche an, seinen Fehler gut zu machen; er ruhete nicht, bis Alles ausgeglichen war. Nasse Augen über stummen Lippen vollends konnte er nicht sehen, durch sie wurde er augenblicklich besiegt, und diese Weichheit und Friedfertigkeit zeigte er auch gegen seine Dienstleute.

Sein bischöfliches Wirken fiel in eine sturmbewegte Zeit, und es soll nicht geleugnet werden, daß diese

Zeit und ihre Ereignisse viel dazu beigetragen haben, die Vorzüge Diepenbrock's in ein glänzendes Licht zu stellen. Gewiß aber ist, daß derselbe zu jeder anderen Zeit und in jeder anderen Lebensstellung einen ungewöhnlichen und hervorragenden Platz eingenommen haben würde. Die Wellen gingen hoch, als er das Steuerruder des schlesischen Kirchenschiffes ergriff, aber er hat dieses Schiff mit Weisheit und Kraft durch den Wogendrang hindurch geführt und bewiesen, daß er die Eigenschaften und Tugenden besaß, die der Seherblick des sterbenden Wittmann in ihm erkannte. Wohl hatte er bei seinem Herzen und seinem Gemüthe in diesem Kampfe mehr zu leiden, als die Meisten auch nur ahneten; aber er stand auch als der gute Hirt inmitten seiner Heerde, zu dem Alle, Priester und Laien, wie zu ihrem Schutzgeiste aufblickten, unter dessen Leitung sie sich gesichert und geborgen fühlten; und mit vollem Rechte kann von ihm gesagt werden, was ein deutscher Dichter[16]) von hohen, seltenen Menschen sagt: „Es zogen ihm die Schmerzen nach, wie dem Gebirge die Gewitter, aber er wurde auch die Wetterscheide der Ebene unter sich." Darum ist der Name Melchior von Diepenbrock in der Geschichte des Breslauer Bisthums eingezeichnet unter den besten

und gefeiertesten Namen, und wird immerhin leuchten als ein heller und glänzender Stern.

Was aber diejenigen, die ihn am heißesten geliebt, weil sie ihn am tiefsten erkannt und ihm am nächsten gestanden haben, mit dem besten, über allen irdischen Schmerz erhebenden Troste erfüllen mußte, war die Wahrnehmung: daß, je mehr die Welt unseren Melchior erhob und mit ihrer Herrlichkeit schmückte, um so inniger er sich mit dem Heiligen verband und in Gott einlebte; daß, je mehr der Abend hereinbrach in sein Erdendasein, um so heller der Tag des ewigen Heiles ihm aufging; daß, jemehr er kämpfte mit äußeren Stürmen, um so siegreicher er die inneren überwand; daß er, der einst so Ungestüme, bei kleinen Widerwärtigkeiten Ungeduldige, während einer langen schmerzvollen Krankheit, womit Gott die letzten Schlacken aus dem Golde seiner Seele brennen wollte, ein geduldig Leidender war, der dem Erlöser sein Kreuz nachtrug; daß alle die brausenden Wogen seiner Jugend eine nach der anderen sich legten, und sein Leben endlich gleich einem schönen, ruhigen, klaren Strome in das Meer der Ewigkeit hinüber floß.

F. f. A.

Bemerkungen.

1) Conf. die Münchner historisch-politischen Blätter, Bd. 31, pag. 212.

2) Vater und Sohn bedienten sich des adeligen Titels nicht, stammten aber aus jenem alten Geschlechte vom Niederrhein, dessen Hauptlinie jetzt den Titel Grafen von Gronsfeld-Diepenbrock führt und dessen Wappen, die gekreuzten Schwerter im rothen Schilde auch Melchior als Fürstbischof von Breslau gebrauchte.

3) Die Widmung Brentano's ist an Diepenbrock, als Herausgeber der Schriften des Heinrich Suso, und an den damaligen Regens des Clerikal-Seminars Gallus Schwab, als Herausgeber des Lebens der heiligen Theresia und des heiligen Johannes vom Kreuz, gerichtet. Im Anfange seines Aufenthalts zu Regensburg bewohnte Diepenbrock ein kleines altes Haus, welches als die einstige Wohnung des heiligen Erhardus bezeichnet wird; später, als Diepenbrock Domherr wurde, bezog er das Haus des heiligen Wolfgang.

4) Das drei Stunden von Regensburg an der Raab gelegene Kloster Pielenhofen oder Pillenhofen war früher von Karmeliterinnen bewohnt. König Ludwig stellte es wieder her und übergab es den Salesianerinnen.

5) Von diesem Landsitze schreibt Diepenbrock in einem Briefe vom 27. September 1826 an Clemens Brentano: „Es ist ein angenehmes, lichtes, gesundes, großes Wohnhaus mit der schönsten Aussicht aus allen Fenstern. Ein hübscher obstreicher

Garten stößt daran und an diesen das Dorf mit seinem heimlichen und sauberen Kirchlein, in dem ich gewöhnlich um 7 Uhr die Messe lese, wenn ich dem lieben Bischofe in seiner Hauskapelle gedient habe. Eine halbe Stunde entfernt, jenseits der Donau, uns gerade gegenüber, liegt sehr romantisch am Berge, den ein altes Schloß krönt, der Flecken Donaustauf oder Domstauf, ehemals den Bischöfen von Regensburg gehörig. Auf dem alten, nun einer Ruine ähnlichen Schlosse wohnte einst Bischof Albert der Große und schrieb dort seinen Commentar zum Evangelisten Lukas. Der Weg nach Stauf führt über die schönsten Wiesen, wo man stets den wie ein Wespennest an den Berg gelehnten Ort vor Augen hat. Savigny's, die diesmal auch hier waren, hat es ausnehmend gefallen."

6) Das Domkapitel zu Regensburg trägt violette Talare.

7) Der König von Bayern hat, wie andere katholische Monarchen, das Recht, die Bischöfe zu erwählen, die dann dem heiligen Vater zur Bestätigung präsentirt werden.

8) Diepenbrock hatte einige Zeit vorher die kalte Wasserkur in Gräfenberg mit gutem Erfolge gebraucht.

9) Er lebt noch als Pfarrer von Deutsch-Piekar, wo er aus milden Gaben die schöne Marienkirche gebaut hat. Derselbe wurde vom Fürstbischof Melchior zum Ehrendomherrn ernannt.

10) Vergleiche des Geheimen Medizinal-Rathes Dr. Lorinser Schrift: „Der Sieg über die Branntweinpest" von pag. 89 ab.

11) Sein Testament lautet dem Hauptinhalte nach: „Eingedenk des Wortes Memento mori! welches sich jeden Tag und jede Stunde erfüllen kann, lege ich hiemit meinen letzten Willen, wie es nach meinem Tode mit meinem Nachlaß ge-

halten werden soll, vor Gottes Augen schriftlich und eigenhändig hier nieder. 1. Da ich kein anderes Vermögen mehr besitze, als was ich von der Kirche bekommen, so setze ich hiermit den fürstbischöflichen Stuhl zu Breslau zu meinem Universalerben ein, behalte mir aber ausdrücklich vor, nähere Bestimmungen über die Verwendung meines Nachlasses in Codicillen oder Nachzetteln zu treffen|, die, wenn sie von mir geschrieben oder auch nur unterschrieben sind, dieselbe Gültigkeit haben sollen, als wenn ihr Inhalt in dieses Testament selbst aufgenommen. Sollten solche nachträgliche Bestimmungen sich jedoch nicht vorfinden, so wird der fürstbischöfliche Stuhl und sein Inhaber meinen Nachlaß zu denjenigen kirchlichen Zwecken und Bedürfnissen frei verwenden, welche die Zeitverhältnisse als nothwendig oder segensreich werden erscheinen lassen. 2. (Betrifft den Melchiorfond im österr. Theil der Diöcese.) 3. (Betrifft die Ernennung der Testaments-Executoren.) 4. (Betrifft die Vertheilung von Andenken.) 5. Dem hohen Domcapitel, dem ganzen Diöcesan-Clerus, der ganzen gläubigen Schaar des Bisthums danke ich nochmals herzlich für alle mir Unwürdigem bewiesene Liebe und Treue, empfehle meine arme Seele ihrer Aller Fürbitte, und hoffe auf ein freudiges Wiedersehen Aller vor dem Thron Gottes, der uns ein gnädiger Richter sein wolle durch Jesum Christum unsern Herrn und Seligmacher. Breslau, 18. Novbr. 1848. Melchior von Diepenbrock, Fürstbischof. (Folgt ein Codicill, betreffend die Geschwister.)"

„Nachzettel zu meinem am 18. Novbr. 1848 verfaßten und am 20. ejusd. dem damaligen Justizfach des Vicariatsamtes gerichtlich abgegebenen Testament. In dem genannten Testament habe ich den fürstbischöflichen Stuhl zu Breslau zu mei-

nem Universalerben eingesetzt, und mir nähere Bestimmungen über die Verwendung meines Nachlasses in Codicillen und Nachzetteln zu treffen vorbehalten. Von diesem Vorbehalt Gebrauch machend füge ich hier nachfolgende Bestimmungen bei, die dieselbe Gültigkeit haben sollen, als seien sie im Testament wirklich enthalten. 1. Ich bestätige und erneuere die Einsetzung dieses fürstbischöflichen Stuhls zu meinem Universalerben, versteht sich in dem Sinne, daß mein Nachlaß nicht zur Vermehrung und Aufbesserung der mensa episcopalis, sondern zu allgemeinen Diöcesan-Bedürfnissen und Zwecken bestimmt sein soll. 2. Als das dringendste Zeitbedürfniß erkenne ich die Erweiterung des Clerical-Diöcesan-Seminars zu einer den ganzen Cursus der Theologie zunächst, und dann auch ein seminarium puerorum umfassenden geistlichen Erziehungs- und Bildungs-Anstalt. Diesem Bedürfniß und Zweck soll daher ein Gesammtvorschuß, deductis legatis, zunächst und vor allem bestimmt sein. Sollte ich noch länger leben, so werde ich die Verwirklichung dieses Zweckes selbst nach Möglichkeit anstreben. Sonst wird mein Amtsnachfolger unter Beirath des hochw. Domcapitels sich diese Verwirklichung nach Maßgabe der disponibeln Mittel zur heiligen Aufgabe zu machen hiermit dringend von mir gebeten und beauftragt. 3. (Betrifft den Melchiorfonds.) 4. (Betrifft die Testaments-Executoren.) 5. und 6. (Betreffen Legate.) 7. (Betrifft das Mobiliar in Johannesberg.) 8. (Betrifft die im österreichischen Antheil angekauften Realitäten.) 9. Meine Pretiosen vermache ich der hiesigen Domkirche mit folgenden Ausnahmen: a. der silbervergoldete Kelch mit Patene, Kännchen und Waschbecken, worauf mein bischöfliches Wappen gravirt ist, soll der Pfarrkirche meiner Vaterstadt Bocholt als Andenken gehören;

b., c. und d. (betreffen anderweitige Legate.) 10. Meine Bücher vermache ich der Bibliothek des theologischen Convictoriums im von mir angekauften von Richthofenschen Hause; was dahin nicht paßt, möge verkauft oder vertauscht werden. 11—17. (betreffen anderweitige Bestimmungen.) 18. Es sollen sobald als möglich 300 heilige Messen, das Stipendium à 10 Sgr., von würdigen und bedürftigen Priestern des hiesigen Bisthums-Antheils, und ebenso 300 heilige Messen im jenseitigen Bisthums-Antheil, das Stipendium zu ½ fl. C.-M., für mich gelesen werden. 19. Meine Leichenbestattung sei so einfach als möglich; ein einfacher Grabstein mit Namen und Datum decke die Stätte, die Gottes wunderbarer Rathschluß mir, dem Ferngebornen und Sünder, in der ehrwürdigen Kathedrale als Ruhestätte angewiesen bis zur Auferstehung. Er wolle mir ein barmherziger Richter sein! Breslau, 7. Mai 1851. Melchior Cardinal v. Diepenbrock, Fürstbischof." (Folgen noch einige Nachträge und Bemerkungen.)

12) Aus Brentano's schönem Mährchen: „Gockel, Hinkel und Gakeleia."

13) Ist in Bonaventuras Philomele der achtzigste Vers. Vergleiche Diepenbrock's geistlichen Blumenstrauß, dritte Auflage, pag. 311.

14) Der Cardinal ließ sich durch lange Zeit homöopathisch behandeln.

15) Ist der Schluß der Tragödie: „Die Schuld", von Müllner.

16) Jean Paul sagt, wenn ich nicht irre in seinem Kometen: „Großen Seelen ziehen die Schmerzen nach, wie den Gebirgen die Gewitter; aber an ihnen brechen sich auch die Wetter und sie werden die Wetterscheide der Ebene unter ihnen."

Druck von Graß, Barth & Comp. (W. Friedrich) in Breslau.